

Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

- Helga Bories-Sawala/Norbert Schaffeld, *Wer spricht Kanadisch? Who speaks canadian? Qui parle canadien? – Vielfalt, Identitäten und Sprachpolitik, Diversity, Identities and Language Policies, Diversité, identités et politiques linguistiques*, *Diversitas Linguarum* 34, Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer, 2012 (Ingrid Neumann-Holzschuh)
- Alexander Freund (Hg.), *Beyond the Nation? Immigrants' Local Lives in Transnational Cultures*. Toronto: University of Toronto Press 2012 (Heike Bungert).
- Boris Vormann, *Zwischen Alter und Neuer Welt. Nationenbildung im transatlantischen Raum*, Vorwort von Ingo Kolboom, Heidelberg: Synchron Publishers, 2012 (Helga Bories-Sawala)
- Rémy Tremblay and Hugues Chicoine (eds.), *The Geographies of Canada*, *Canadian Studies* 24, Brüssel: Peter Lang, 2013 (Ludger Basten)
- Frank Norbert Nagel (Hg.), *Kanada. Von Akadien zum Yukon*. Norderstedt: BoD – Books on Demand, 2013 (Ludger Basten)
- Timothy C. Winegard, *For King and Kanata: Canadian Indians and the First World War*. Winnipeg: University of Manitoba Press, 2012 (Birgit Däwes)
- Robin Jarvis Brownlie and Valerie Korinek (eds.), *Finding a Way to the Heart: Feminist Writings on Aboriginal and Women's History in Canada*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2012 (Astrid Fellner)
- Maryann Henck, Maria Moss, and Sabrina Völz (eds.), *White-Indian Relations: Moving into the 21st Century*, Berlin: Galda Verlag, 2011 (Stefanie Land-Hilbert)
- Gilles Dupuis et Klaus-Dieter Ertler (dir.), *À la carte. Le roman québécois (2005–2010)*, Frankfurt/Main: Peter Lang, 2011 (Alex Demeulenaere)
- France Daigle, *Sans jamais parler du vent. Roman de crainte et d'espoir que la mort arrive à temps*, édition critique établie par Monika Bohringer, coll. Bibliothèque acadienne, Moncton (N.-B.): Institut d'études acadiennes, 2012 (Danielle Dumontet)
- Régine Robin, *Nous autres, les autres: difficile pluralisme*, Montréal: Les éditions du Boréal, 2011 (Danielle Dumontet)
- Andrea Oberhuber, *Corps de papier. Résonances. Avec des accompagnements de Catherine Mavrikakis, Nicole Brossard et Verena Stefan*, 8 Ill., Québec: Éditions Nota bene, 2012 (Doris G. Eibl)
- Henri Dorion et Pierre Lahoud, *Québec. Une capitale vue du ciel*. Montréal, Éditions de L'Homme, 2009 (Yves Laberge)
- [Collectif], *Québec*. Nouvelle édition mise à jour. Paris: Guides Gallimard, collection « Encyclopédies du voyage », 2009 (Yves Laberge)
- Solange De Loisy et François Poche, *Québec, Une Dynamique Créative*. Paris, Éditions De La Martinière, 2009 (Yves Laberge)

Gilles Boutin, *Les aurores boréales Québec – Nunavik*. Québec, Les Éditions GID. 2009 (Yves Laberge)

Ceri Morgan, *Mindscapes of Montréal: Québec's urban novel, 1960–2005*, Cardiff: University of Wales Press, 2012 (Christina Kannenberg)

Helga Bories-Sawala/Norbert Schaffeld, *Wer spricht Kanadisch? Who speaks canadian? Qui parle canadien? – Vielfalt, Identitäten und Sprachpolitik, Diversity, Identities and Language Policies, Diversité, identités et politiques linguistiques*, *Diversitas Linguarum* 34, Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer, 2012 (163 S.; ISBN 978-3-8196-0885-8; EUR 39,90)

Wer spricht Kanadisch? Mit diesem Sammelband, der ja einen durchaus provokanten Titel trägt, legen Helga Bories-Sawala und Norbert Schaffeld einen vor allem für Sprachwissenschaftler, aber auch für Historiker und Kulturwissenschaftler einschlägigen, auf z.T. aktuellen Forschungen beruhenden Band vor, dessen Ziel es ist, die komplexe sprachliche und gesellschaftliche Realität Kanadas aus unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten. Der Untertitel „Vielfalt, Identitäten und Sprachpolitik“ ist mit Bedacht gewählt und wird dem Facettenreichtum des anzudeutenden Buches in jeder Weise gerecht.

Der einleitende Beitrag stammt von Helga Bories-Sawala und enthält zunächst einen gut gelungenen Überblick über die kanadische Sprachpolitik und die sprachliche Situation der beiden wichtigsten Sprachgruppen sowie daran anschließend prägnante Zusammenfassungen der folgenden Beiträge. Bories-Sawala ist ohne Zweifel zuzustimmen, wenn sie abschließend festhält, dass in einem sprachlich, ethnisch und kulturell so heterogenem Land wie Kanada einerseits Konflikte quasi vorprogrammiert sind, dass diese Vielfalt

andererseits aber auch Chancen bereithält, die es gilt, im Konsens zu nutzen¹.

Der äußerst informative Aufsatz des Anglisten Matthias Meyer mit dem Titel „The distinctiveness of Canadian English“ widmet sich den Besonderheiten des kanadischen Englisch und ist ein schöner Beitrag zur Erforschung der *World Englishes*. Meyer zeigt, dass das (keineswegs homogene!) kanadische Englisch, das bislang weniger als eigene nationale Varietät, sondern eher als Ableger des US-amerikanischen Englisch gesehen wurde, sowohl in den Bereichen Lautung (das bekannteste Merkmal ist wohl das *Canadian raising*), Morphologie und Lexik eigenständige Merkmale aufweist, die es von anderen Varietäten des Englischen unterscheidet, wenngleich die Affinitäten zu den südlich der Grenze gesprochenen US-amerikanischen Varietäten natürlich groß sind. Dabei lässt sich, und das ist bemerkenswert, trotz aller innerkanadischen Heterogenität ein städtisches kanadisches Mittelklassen-Englisch ausmachen. Was die Orthographie anbelangt, so belegt Meyer anhand eigener Korpusanalysen die Präferenz des kanadischen Englisch für die britischen Endungen in Worten wie *colour* (vs. *color*) und *centre* (vs. *center*).

Richard Bourhis geht es in seinem sehr gut recherchierten Beitrag „Group vitality and French-English relations in Quebec“ um die Auswirkungen der Quebecer Sprachpolitik (insbesondere der Loi 101) auf das Miteinander der beiden Sprachgruppen v.a. in Quebec. Trotz der insgesamt positiven

¹ In die Bibliographie hat sich ein Typo eingeschlichen: Der Herausgeber des zitierten Sammelbandes schreibt sich Valdman.

Entwicklung des Französischen in den letzten 30 Jahren – ein wichtiger Aspekt ist hier die Zunahme der Zweisprachigkeit bei den jungen anglophonen Quebecern – darf nicht übersehen werden, dass viele Québécois das Englische nach wie vor als potentielle Bedrohung empfinden. Obwohl die anglophone Minderheit durch eine niedrige Geburtenrate und Abwanderung gefährdet ist, ist die Einstellung der frankophonen Mehrheit in Quebec den Anglophonen gegenüber noch immer ambivalent, was sich u. a. darin zeigt, dass das Prestige des Englischen innerhalb der frankophonen Gruppe unangefochten ist.

Die Situation der frankophonen Minderheiten außerhalb Québecks stellt sich deutlich anders dar, wie Rodrigue Landry in seinem Beitrag „Francophonie canadienne hors Québec: vitalité, enjeux, défis“ zeigt. Nach einem konzisen historischen und demographischen Überblick setzt sich Landry mit der aktuellen Situation der frankophonen Minderheiten außerhalb von Quebec auseinander, wo das Französische massiv an Boden verliert und zunehmend zur reinen Nähesprache wird. Die Fragmentierung der frankokanadischen Identität – heute identifizieren sich die frankophonen Sprecher als *Franco-Ontariens*, *Franco-Manitobains*, *Franco-Albertains*, *Acadiens du Nouveau Brunswick*, *Acadiens de la Nouvelle Écosse* etc. – ist der Selbstbehauptung der Frankokanadier in einem anglophonen Umfeld nicht zuträglich. Um den drohenden Rückgang des Französischen aufzuhalten und das Überleben der frankophonen Minderheiten zu sichern, müssen sich diese Minderheiten künftig vier Aufgaben stellen: Der abnehmenden Dichte der frankophonen Bevölkerung z. B. in Regionen wie der ehemaligen Acadie muss durch spezielle französische Schulprogramme begegnet werden, die kulturelle Autonomie gilt es weiterzuentwickeln, es muss auf die Stärkung der Minderheitenrechte in ganz Kanada gedrungen werden sowie der Kontakt mit den frankophonen Quebecern intensiviert werden.

In ihrem Beitrag „Les francophones au Québec: une majorité minoritaire“ geht es Elke Laur darum zu zeigen, dass die Sprache und Sprachpolitik in Québec in einem besonderen historischen, demographischen und sozialen Kontext stehen. Ihr Fokus liegt dabei auf der Eigenwahrnehmung der frankophonen Quebecer, die in Québec zwar die Mehrheit stellen, die sich aber dennoch mental immer noch als Minderheit sehen und sich auch so verhalten.

Auch Laur konstatiert zwar ähnlich wie Bourhis, dass sich die gesellschaftliche Situation der frankophonen Québécois in den letzten Jahrzehnten deutlich verbessert hat, dass aber das Englische insbesondere in Montréal immer noch ein höheres Sozialprestige genießt. Dies macht sich sehr deutlich im Bildungssektor bemerkbar, gelten doch auch für viele frankophone Quebecer englische Schulen als Garanten für bessere Aufstiegschancen. Sprachpolitik ist das eine, Selbstwahrnehmung und Sprachbewusstsein das andere; dass auch numerische Mehrheiten oft ähnlich wie Minderheiten agieren zeigt, dass diese Begriffe in dem jeweiligen politischen, sozialen und ideologischen Kontext gesehen werden müssen – ein gerade für die soziolinguistische Theoriebildung interessantes Phänomen.

Die Romanistin Beatrice Bagola widmet sich in ihrem Beitrag „Migrantensprachen in Kanada – dargestellt am Beispiel der Sprachkontakte insbesondere im gastronomischen Vokabular des Italienischen und Spanischen in Montreal“ einem Thema, das sowohl für die Migrationslinguistik als auch für die Sprachkontaktforschung ganz allgemein von Interesse ist. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den italienischen Einwanderern; die hispanophonen Minderheiten sind bislang kaum erforscht. Bagola skizziert zunächst die Geschichte der italienischen Migranten, um sich dann mit der gegenwärtigen soziolinguistischen Situation dieser Gruppe zwischen Assimilation einerseits und der Bewahrung kultureller und sprachlicher Eigenheiten andererseits – dazu gehört auch die Herausbildung einer neuen

Varietät, dem *italiese* – auseinanderzusetzen. Auch in diesem Beitrag wird wieder deutlich, wie groß das Prestige des Englischen tatsächlich ist: Während die Italiener ihre Kinder zunächst in französischsprachige Schulen schicken, werden später oft englischsprachige Schulen gewählt. Als ein Bereich, in dem Sprach- und Kulturkontakt besonders gut beobachtet werden kann, identifiziert Beatrice Bagola den gastronomischen Wortschatz, der nicht nur zur kulturellen Ausstrahlung der romanischen Minderheitengruppen beiträgt, sondern auch wichtig für Sprachbewahrung und Sprachbewusstsein innerhalb der italo-phonen Sprachgruppe ist.

Ebenfalls aus romanistischer Perspektive stellt Manuel Meune die Frage: „Das ‚Schweizer Modell‘: eine Lösung für Sprachkonflikte in Kanada?“. Auch in der Schweiz leben mehrere Sprachgruppen zusammen, die sich allerdings anders als in Kanada alle als Angehörige der gleichen Nation verstehen. Wenngleich es zwischen der Situation der anglophonen und frankophonen Gruppen in Kanada sowie den Deutschschweizern und der Minderheit der französischsprachigen Westschweizern sicherlich Parallelen gibt – ähnlich verhält es sich im Übrigen mit den Inuit und den Bündnerromanen –, ist die Situation in Kanada doch eine ganz andere. Hier gibt es anders als in der Schweiz mehrere größere Sprachenklaven, was die Anwendung des in der Schweiz gut funktionierenden Territorialprinzips unmöglich macht. Um seine These zu illustrieren, vergleicht Meune den Diskurs eines schweizerischen und eines kanadischen Vereins zur Sprachpflege und Sprachverteidigung, nämlich der *Communauté romande du Pays de Fribourg* sowie der *Société Saint-Jean Baptiste de Montréal*.

Insgesamt gesehen ist der vorliegenden Sammelband in jeder Hinsicht empfehlenswert. Durch die interdisziplinäre Perspektive gelingt es, sich der eingangs gestellten Frage von verschiedenen Seiten zu nähern und sich mit dem Problem des Umgangs mit der Viel- und Mehrsprachigkeit in Kanada argumentativ auseinander-

zusetzen. Der Band gibt einen sehr guten Überblick über aktuell diskutierte sprachpolitische Fragen, wobei aus fast allen Artikeln hervorgeht, dass die kanadische Realität in Sprachenfragen zu komplex ist, um endgültige und einfache Antworten zu finden.

Ingrid Neumann-Holzschuh

Alexander Freund (Hg.), *Beyond the Nation? Immigrants' Local Lives in Transnational Cultures*. Toronto: University of Toronto Press 2012 (305 S., ISBN 978-1-4426-4278-2; CAD 45,50).

Alexander Freund, Inhaber des Lehrstuhls für Deutschkanadische Studien an der University of Winnipeg, hat einen verdienstvollen Sammelband zu Deutschkanadiern vorgelegt. Der Band versammelt nicht nur Artikel der wichtigsten Forscher und Forscherinnen zu einem Thema, das immer noch große Forschungslücken aufweist; er gibt auch Anregungen für eine moderne Migrationsgeschichte. Der Band, Christiane Harzig gewidmet, ist in vier Teile unterteilt. Nach zwei theoretischen Artikeln folgen im zweiten Teil historische Fallstudien aus dem 18. und 19. Jahrhundert, während sich der dritte Teil mit dem 20. Jahrhundert beschäftigt. Der letzte Teil besteht aus einem linguistischen und einem literaturwissenschaftlichen Artikel.

In seiner Einleitung bettet Freund deutschkanadische Studien in neue Ansätze zu Transnationalismus, *Gender*, Transkulturalität, *Agency*, Diaspora und Translokalisierung ein und bricht eine Lanze für die weitere Erforschung der „alten“ europäischen Migrationsgruppen, u. a. im Bereich der *Whiteness Studies*. Den Theorieteil leitet Dirk Hoerder ein mit einem Artikel zu Lokalität, Transkulturalisierung, emotionalen Netzwerken und *Agency*; der Beitrag enthält auch eine sehr hilfreiche Liste von Autobiographien deutschsprachiger Einwanderer nach Kanada. Christiane Harzig unterstreicht die Bedeutung des Faktors *Gender* für die Forschung zu Deutschkanadiern, wobei sie einerseits einen historiographischen Überblick gibt und andererseits neue

Wege insbesondere in Richtung Erforschung von Machtstrukturen und *Whiteness* aufzeigt. Im zweiten Teil untersucht Kerstin Boelkow die schwierige Situation mährischer Missionsstationen bei den Inuit in Labrador in den 1770er Jahren und betont die Bedeutung des Faktors Religion für die Identität der Missionare. Ross D. Fair unterstreicht, dass die nach Upper Canada geflohenen loyalistischen, pennsylvaniadeutschen Mennoniten und Dunker nicht mit offenen Armen empfangen, sondern aufgrund ihres Pazifismus und ihrer Religion diskriminiert worden seien und erst 1833 britische Bürger werden konnten. Barbara Lorenzkowski vergleicht die Feiern der deutschen Reichsgründung 1871 in Buffalo und Berlin, Ontario, unter Einbezug der Faktoren Religion und *Gender*, und zeigt die Bezüge zwischen den USA, Kanada und Deutschland, zwischen Ethnizität und Nation auf. Angelika Sauer präsentiert eine Fallstudie zur ersten Emigrationsagentin Elise von Koerber, ihrem transnationalen Lebenslauf und ihren Schwierigkeiten beim Aufbau eines Systems zur Unterstützung weiblicher Migranten in den 1870er und 1880er Jahren.

Im dritten Teil untersucht Manuel Meune die komplizierte Identität von „Deutschkanadiern“ in Quebec in den 1990er Jahren („German Quebecer“? „German Québécois“?), die durch die deutsche nationalsozialistische Vergangenheit und den Nationalismus in Quebec verkompliziert wird. Patrick Farges analysiert mit deutschen jüdischen Flüchtlingen zwischen 1933 und 2004 – in ihrer „in-between-ness“ (S. 187) weder zur deutschen noch zur jüdischen Gemeinschaft Kanadas sich zugehörig fühlend – eine weitere Forschungslücke und streicht anhand von Zeitzeugeninterviews den Zusammenhang von individueller und kollektiver Erinnerung heraus. Hans Werner vergleicht anhand von vier Interviews Russlanddeutsche, die in den 1940ern und 1950ern nach Kanada bzw. in den 1970ern nach Westdeutschland auswanderten und verschiedene, teils diasporische Identitäten zwischen Russland, Deutschland

und Kanada entwickelten. Pascal Maeder unterstreicht die unterschiedlichen Erfahrungen von Vertriebenen aus Siebenbürgen, dem Sudetenland, dem Baltikum und Donauschwaben im Nachkriegskanada, von denen einige eigene Organisationen gründeten, andere sich deutschkanadischen Vereinen anschlossen, während einige Kontakt mit Vertriebenenverbänden in Deutschland pflegten, wobei sich die meisten Vertriebenen als Teil der Einwanderergruppe aus Nachkriegseuropa begriffen. Im letzten Teil demonstrieren Grit Liebscher und Mathias Schulze anhand von fünf Interviews Sprachakkulturation, Transfer, Code Switching und Code Mixing deutschsprachiger Kanadier in Kitchener-Waterloo. Ein Überblicksbeitrag von Myka Burke über deutschkanadische Literatur im 20. Jahrhundert im Kontext ethnischer Literatur – sie verwirft Versuche, die Literatur unter germanistischen Gesichtspunkten zu untersuchen – rundet den Band ab.

Positiv hervorzuheben ist, dass die meisten Artikel Bezug nehmen auf die beiden theoretischen Anfangskapitel oder andere theoretische Ansätze ansprechen. Neben *Gender* gibt es zudem viele Bezüge zu Klasse, Rasse und Religion. Der Herausgeber hat auch auf Bezüge der Artikel untereinander geachtet und eine exzellente Einleitung verfasst, wenn auch nicht alle Ansprüche eingelöst werden (z. B. in Bezug auf postnationale Ansätze). Qualitativ sind die Artikel fast durchgehend hervorragend. Während einige VerfasserInnen Ergebnisse ihrer mittlerweile in Buchform erschienenen Forschungen darlegen, geben andere Einblick in beginnende Forschungsarbeiten. Insgesamt bietet der Band einen sehr guten Überblick über Forschungen zu Deutschkanadiern bis ca. 2008. Dabei betonen die AutorInnen neben der *Agency* der MigrantenInnen und ihren transnationalen, transkulturellen Identitäten die Heterogenität „der Deutschkanadier“ und ihre oft multiplen (Zwangs)Migrationen, wobei der Schwerpunkt auf dem noch weniger erforschten 20. Jahrhundert liegt.

Heike Bungert

Boris Vormann, *Zwischen Alter und Neuer Welt. Nationenbildung im transatlantischen Raum*, Vorwort von Ingo Kolboom, Heidelberg: Synchron Publishers, 2012 (218 S.; ISBN 978-3-939381-47-1; EUR 28)

Nationen entstehen nicht am Reißbrett oder im luftleeren Raum von Staatstheorie, sondern sind Ergebnisse komplexer historischer Prozesse, von Machtkonstellationen, geographischen Gegebenheiten sowie ökonomischen und demographischen Entwicklungen. Vor allem aber, und das ist weniger selbstverständlich, lassen sie sich nicht aus der internen Entwicklung nur des jeweiligen Landes ableiten, sondern Nationen entstehen nicht zuletzt im internationalen Kontext, in Anlehnung oder Distanzierung benachbarter oder auch kolonialer Mutterländer, wie die vorliegende Darstellung für den Fall Europas und Nordamerikas schlüssig belegt.

Der Autor diskutiert zunächst unter Rekurs auf die maßgebenden theoretischen Ansätze (Renan, Hobsbawm, Hroch und viele andere) die wichtigsten Definitionen des Begriffs der Nation, um sich dann, ausgehend von der Erkenntnis, dass Nationen sowohl materielle wie ideelle Wurzeln haben, die Aufgabe zu stellen, ihre Entstehung in der Alten wie in der Neuen Welt als „Triangulation“ von Handel und Macht / Kommunikation und Technologie / Gesellschaft und Gedächtnis nachzuzeichnen. Da er diesen Ansatz zwar konsequent, aber nicht scholastisch eng verfolgt, spricht, die jeweils maßgebliche historische Prozesshaftigkeit berücksichtigt und nicht etwa in Abstraktionen auflöst, kann er daraus tatsächlich sich sinnvoll ergänzende Blickwinkel gewinnen.

In Europa gilt das Augenmerk hauptsächlich der Entwicklung Frankreichs aus der Feudalordnung zu einem Territorialstaat nach dem Westfälischen Frieden (bereits in den Kreuzzügen des ausgehenden Mittelalters durch das Entstehen einer starken Krone vorbereitet) und dem in England auch durch die Insellage begünstigten sehr

frühen Nationenbildungsprozess. In den gegenseitigen Einflüssen der Staatstheoretiker wie Bodin und Hobbes, Locke und Montesquieu und schließlich der französischen Aufklärung wird die Verbundenheit der Entwicklungen deutlich. Der Schnelkurs durch die europäische Geschichte hält weiterhin das Aufkommen des Nationalgedankens durch und in Auflehnung gegen die napoleonische Expansion fest und bezieht Elemente der Sprachgeschichte und der Wissenschaftsentwicklung ein. Zugleich mit dem Aufstieg des Bürgertums und der Konzeption der Volkssouveränität wird die Bedeutung von Gründungsmythen herausgearbeitet – hier könnte man auch auf nationale „Erinnerungsorte“ verweisen, wie sie (von Pierre Nora) zunächst für Frankreich analysiert und später auch für andere Nationen beschrieben worden sind.

Sind also schon die Nationalstaaten der Alten Welt nicht so ewig, wie die später konstruierten Mythen es gern behaupten, sondern konkreten historischen und politischen Konstellationen geschuldet, so verlief der Bildungsprozess der von europäischen Einwanderern in Nordamerika gegründeten Nationen, namentlich der Vereinigten Staaten und Kanadas, noch weitaus rascher. Der Autor hält zunächst den Eurozentrismus der Ankömmlinge und deren Wahrnehmung der durchaus in komplexen gesellschaftlichen Strukturen lebenden autochthonen Bevölkerung als „Wilde“ fest, die es zu zivilisieren gelte. Die Triebfeder des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs gegen England ist, wie der Autor zutreffend herausarbeitet, zunächst ökonomischer Natur – der Prozess der amerikanischen Nationenbildung geht ihr nicht voraus, sondern setzt nun erst ein und fußt durchaus nicht auf einem unwidersprochenen Konsens in den Werten der Aufklärung – deren allgemeine Gültigkeit sollte ja bekanntlich erst im amerikanischen Bürgerkrieg gegen die sklavenhaltenden Südstaaten durchgesetzt werden.

Was Kanada angeht, ließ eine nationale Einigung Britisch-Nordamerikas nach der Eroberung Neufrankreichs und der Abtren-

nung der 13 amerikanischen Kolonien aus verschiedenen Gründen noch länger auf sich warten, und die Gründung der Konföderation von 1867 erfolgte primär aus der begründeten Furcht vor einer US-Expansion und den infrastrukturellen Notwendigkeiten der fortschreitenden Industrialisierung. Sie konnte sich dabei nicht auf ein gemeinsames Nationalbewusstsein einer Bevölkerung stützen, in der der anglophonen Elite Gruppen mit dezidiert konträren Interessen (Frankokanadier, Autochthone, Métis) entgegenstanden, die sei es unterworfen (Westexpansion, besonders Manitoba) oder mithilfe einer Allianz zwischen britischer Krone und katholischem Klerus ruhig gehalten werden mussten (Québec / Akadien). Auch nach 1867 war der Einfluss von Partikularismen entsprechend ungebrochen und in der Lage, massive Konflikte zu erzeugen – der Autor nennt als Beispiel u. a. die drastische Reduzierung des Rechts der frankophonen Minderheiten auf französische Schulen (Alberta, Manitoba, Ontario). Da Kanada sich zunächst innerhalb Großbritanniens konstituierte und erst allmählich (und bis heute nicht völlig) von der britischen Krone emanzipierte, fehlte eine mit den USA vergleichbare Geburtsstunde, die als Gründungsmythos hätte erhalten können, und auch die Symbole, die einen kanadischen Nationalstolz verkörpern könnten, von der Eisenbahn (*Canadian Pacific Railway*) über die *Royal Canadian Mounted Police* bis zur Nationalhymne und Ahorn-Flagge, die erst in den 1960er Jahren anstelle der britischen traten, erweisen sich bei Lichte besehen als im Wesentlichen anglo-kanadisch und offenbar ungeeignet, wirklich alle Kanadier zu repräsentieren. Vielleicht können eher Selbstzweifel und Abgrenzung gegenüber den USA als integrative Inbegriffe des Kanadisch-Seins angesehen werden? Das Fehlen eines starken kanadischen Nationalbewusstseins ist aber nicht nur ein Manko, sondern es begünstigte, so Vormann, die Selbstdefinition Kanadas als offiziell multikulturelles Land in den 1970er Jahren. Québec bzw. Franko-Kanada erscheinen aus der Perspektive des Autors

als ein eben sehr anderer Teil Kanadas und insofern als eines unter vielen gewichtigen Hindernissen, die einem kanadischen Nationalstolz entgegenstehen. Auf den wenigen Seiten, die er Québec als „Nation“ widmet (166–169), vermeidet er es, die Frage zu stellen, ob denn diese Provinz für sich genommen das Zeug zu einem Nationalstaat hätte, der sich durch ein höheres Zugehörigkeitsgefühl seiner Bürger auszeichnet, als es eventuell in der Konföderation der Fall ist.

In einem vorzüglichen Abschlusskapitel fasst der Autor seine Befunde pointiert zusammen und hält fest, dass der Nationalstaat sowohl ein Potential zur Mobilisierung für Kriege zwischen Nationen darstellt, aber eben auch den bis heute gültigen Rahmen für Rechtsstaatlichkeit und kollektive Wohlfahrt. Den Spekulationen über sein bevorstehendes Absterben im Rahmen der Globalisierung zugunsten einer Weltnation hält er, m.E. zu Recht, entgegen, dass auch von einer Konvergenz der Lebenswirklichkeiten mitnichten die Rede sein kann. Stattdessen nehmen die Ungleichheiten zu, bleibt die internationale Staatengemeinschaft durchaus hierarchisch strukturiert und sind nicht einmal die grundlegenden Menschenrechte weltweit Wirklichkeit.

Die Lektüre der knapp 200 Seiten ist für jemanden, der mit der Geschichte Europas und Nordamerikas weniger vertraut ist als die Leser dieser Zeitschrift, kein Spaziergang, aber unbedingt lohnend, denn diese Kenntnisse finden sich hier gleichzeitig differenziert und kompakt präsentiert. Zu loben sind auch die Stringenz der Darstellung, die präzise Sprache und die große Belesenheit des Autors, über den man mit Erstaunen aus dem Vorwort (Ingo Kolboom) erfährt, dass er hier die Früchte einer Magisterarbeit vorlegt. Es wäre der Kanadistik zu wünschen, dass er sich ihr auch in der Zukunft als „gestandener“ Forscher weiter zuwendet.

Helga Bories-Sawala

Rémy Tremblay and Hugues Chicoine (eds.), *The Geographies of Canada*, Canadian Studies 24, Brüssel: Peter Lang, 2013 (494 S.; ISBN 978-2-87574-017-5; EUR 35)

The Geographies of Canada ist ein Sammelband mit einer auf Kohärenz bedachten Gesamtkonzeption: Er soll ein Textbuch ergeben, das insbesondere an US-amerikanischen Hochschulen in Kursen zur regionalen Geographie Nordamerikas oder Kanadas eingesetzt werden kann. Nach Bekunden der Herausgeber leiden nämlich solche Kurse daran, dass existierende Textbücher tendenziell kaum auf Kanada eingehen, nicht aktuell und meist nur oberflächlich und holzschnittartig über Kanada berichten. Die besonderen Eigenheiten Kanadas und die Spezifika der kanadischen Geographie – sowie der kanadischen Regionalismen – kämen darin jedoch viel zu kurz. Viele der Autoren sind demnach rekrutiert aus der Gruppe der Betroffenen, die selbst an (meist weniger bekannten) Hochschulen in den Vereinigten Staaten lehren. Hinzu kommen in Kanada tätige Geographen, darunter insbesondere frankophone Wissenschaftler. Das Buch ist erschienen in der Schriftenreihe des Centre d'études canadiennes an der Université Libre de Bruxelles.

In der kurzen Einleitung der Herausgeber (mit Susan Lucas) wird die Kernidee der besonderen und herausragenden Bedeutung von Territorium (in etwa: Großflächigkeit) und Distanz hervorgehoben, die nach Ansicht der Herausgeber fundamental für ein Verständnis der kanadischen Geographie(n) ist, eine These, die insbesondere aus einer historischen Sicht entwickelt wird. Leider mangelt es hier aber ein wenig an theoretischer Reflexion und Begründung. Aussagen wie: „geography and distance have influenced, or perhaps determined [...] the territorial evolution, politics and culture of the country“ (S. 10) oder „[t]he character of Canada's economy, its reliance on the extraction and processing of primary or staple products is a product of geology and northerly location“ (S. 17) verweisen

doch auf recht naturdeterministische Vorstellungen von historisch-geographischer Entwicklung. Diese von den Herausgebern bewusst gewählte historische Perspektive wird in vielen Kapiteln aufgegriffen, die sich nämlich einerseits an Innis' „Staples Theory“ des Wirtschaftswachstums aus dem Jahre 1930 (!) abarbeiten, andererseits häufig auf die „Heartland-Hinterland“-These aus McCanns *Regionaler Geographie Kanadas* aus dem Jahre 1982 zurückgreifen. Zweifellos spielen Konzepte wie Zentrum und Peripherie in Kanada nach wie vor eine wichtige Rolle, angesichts der strukturellen Veränderungen der kanadischen Bevölkerung und der Restrukturierungen der kanadischen Wirtschaft (und der ihrer großen Metropolen) in den letzten drei Jahrzehnten scheint jedoch eine kritischere Reflexion dieser Theoriekonzepte nötig. Leider wird der in der Einleitung angesprochene Aspekt des Verhältnisses Kanadas zu den USA im späteren Buch – mit Ausnahme der Kapitel zur Wirtschaft und zu Ontario – aus aktueller Perspektive nicht aufgegriffen.

Die Struktur des Buches reflektiert die oben skizzierte Logik des intendierten Verwendungszusammenhangs. Der erste Teil enthält sechs thematische Kapitel, die eine Art systematische (an Subdisziplinen orientierte) Geographie Kanadas skizzieren sollen. Im zweiten Teil werden sechs Großregionen Kanadas (Atlantic Canada, Québec, Ontario, The Prairie Provinces, The North, British Columbia) vorgestellt, bevor sich der Regionalgeograph Robert Bone an einer „Conclusion“ versucht.

Die systematischen Kapitel behandeln (i) die physische Geographie und Landschaftsformen, (ii) ländliche erneuerbare Energien, (iii) Bevölkerungsgeographie, (iv) Wirtschaft(sgeographie), (v) die neue politische Geographie sowie (vi) die Stadtgeographie Kanadas. Diese umfassende Themenliste stellt sich bei genauerem Hinsehen als recht ungleichgewichtig und lückenhaft heraus. Das sechsseitige (!) Kapitel zur physischen Geographie (bei insgesamt 484 Textseiten) vermittelt nur alleroberflächlichstes geologisches Grundwissen, während gleichzeitig

eine systematische Aufarbeitung von Klima, Vegetationszonen, Ressourcen etc. unterbleibt. (Das wird dann teilweise in den regionalen Kapiteln nachgeholt.) Ebenso seltsam erscheint in der Schwerpunktsetzung – und gleich als zweites Kapitel – eine lange Abhandlung über die Nutzung von erneuerbaren Energien in ländlichen Regionen, ohne dass zuvor klimatische und Wetterverhältnisse, sonstige Energieressourcen oder energiewirtschaftliche Voraussetzungen Kanadas diskutiert worden wären. Die folgenden Kapitel zur Bevölkerungsgeographie und Wirtschaftsgeographie sind solide Einführungskapitel, wenngleich etwas zahlen-/datenlastig in der Darstellung. Das anschließende Kapitel zu Veränderungen der politischen Geographie ist ungleich konzeptioneller; hier wird sowohl eine längere historische Perspektive als auch eine spezifische Blickrichtung auf die Fragen des Regionalismus innerhalb Kanadas entwickelt – es ist konzeptionell deutlich anspruchsvoller als die meisten sehr grundlegenden Kapitel und wäre wohl am Ende des ersten Teils als Bindeglied zu den regionalen Kapiteln im zweiten Teil besser eingeordnet. Vor diesem findet sich dann jedoch noch ein Kapitel zur Stadtgeographie, das relativ unausgewogen erscheint, misst es doch den Themen der physischen Stadtformen und des Denkmalschutzes großes Gewicht bei. Eine etwas seltsame Schwerpunktsetzung, wo andere aktuelle Entwicklungsprozesse in den großen (und kleineren!) kanadischen Städten und Metropolregionen (z. B. Restrukturierung, Polarisierung) hier praktisch kaum zur Sprache kommen.

Die regionale Gliederung des zweiten Teils zeigt keine solchen Lücken, obgleich auch hier gewisse Ungleichgewichte zu finden sind. So wird British Columbia auf 26 Seiten abgehandelt, während die Kapitel zu Atlantic Canada, Ontario oder The North mehr als doppelt so lang sind. Oder: Im Kapitel zu Atlantic Canada wird der Besprechung von Geologie und physisch-geographischen Aspekten 28 Seiten eingeräumt – mit 32 (!) Fotos und Karten –, während diese

Aspekte im Kapitel zu Québec gerade mal 4–5 Seiten einnehmen. So zeigt sich im Detail, dass die selbst gestellte Aufgabe der Herausgeber, ein Textbuch mit abgestimmtem Gesamtkonzept zu realisieren, doch nur lückenhaft erfüllt wird. Im Grundsatz sollen diese regionalen Kapitel in mehr oder weniger einheitlicher Vorgehensweise fünf Aspekte der jeweiligen Region beleuchten: (i) physischen Geographie, (ii) Geschichte (und Besiedlung), (iii) „urban concepts“ (eine recht offene Umschreibung), (iv) Bevölkerungsstruktur und -wandel sowie (v) Wirtschaft. Während einige Autoren diese Grundstruktur sehr gewissenhaft umsetzen, lassen andere einzelne Teile praktisch ganz aus, im Einzelfall wird eine völlig andere Strukturierung gewählt. Aber auch die konkrete Umsetzung der einzelnen thematischen Aspekte wird sehr unterschiedlich gehandhabt, ohne dass dies zwingend aus den jeweiligen regionalen Besonderheiten heraus begründet erscheint. So folgt beispielsweise das Kapitel über British Columbia einem sehr historisch geprägten Zugang, während die jüngere Einwanderung insbesondere nach Vancouver oder aktuelle Entwicklungen der stadtreionalen wie der provinzwweiten Ökonomie kaum erwähnt werden.

Leider kann das lediglich sechsstufige (!) Schlusskapitel als Fazit nicht überzeugen, denn es liefert weder eine Zusammenfassung und Pointierung zentraler Thesen und Erkenntnisse, noch greift es die Themen der Einleitung wieder auf. Stattdessen identifiziert Robert Bone drei aktuelle Entwicklungen, die seiner Ansicht nach Kanada und seine Regionen besonders betreffen werden, nämlich (i) die US-amerikanische Wirtschafts- und Finanzkrise seit 2008, (ii) die wachsende Nachfrage für natürliche Ressourcen in Schwellenländern (insbesondere China) und (iii) der Niedergang des nordamerikanischen Industriegürtels. Er skizziert einige Reaktionen auf diese Entwicklungen in den unterschiedlichen kanadischen Regionen und reflektiert dann die weitere Entwicklung der US-amerikanischen sowie der Weltwirtschaft. Diese Blickwinkel und

Themen sind in keiner Weise abgeleitet aus den vorherigen Kapiteln und passen nur in wenigen Einzelteilen und -fällen dazu (z. B. Ontario), größtenteils spricht Bone hier völlig neue Dinge an. Gleichzeitig bricht er mit dieser Herangehensweise auch mit der eher „evolutionär-historischen Marschrichtung“ des Gesamtbuches. „Ausblick“ wäre demnach wohl eine treffendere Überschrift für dieses eher an aktuellen Entwicklungen orientierte (aber offenbar schon 2011 geschriebene) Abschlusskapitel gewesen – trotzdem wirkt es wie ein separat in Auftrag gegebenes Kapitel, das ohne Kenntnis der übrigen Teile geschrieben worden ist.

So verbleibt in der Zusammenschau ein gemischtes Bild. Das Werk liefert einige gute Kapitel, sowohl im systematischen als auch (noch eher) im regionalen Teil, die sich für Einführungskurse zur Regionalgeographie Kanadas durchaus eignen – Kontrollfragen mit ergänzenden Hinweisen auf weiterführende (Internet- u. a.) Quellen unterstützen dies. Andere eignen sich eher für interessierte Kanadisten oder fortgeschrittene Studierende. Wieder andere Kapitel sind aber eher enttäuschend, insbesondere wenn man die gewählten Schwerpunkte (z. B. erneuerbare Energien, städtischer Denkmalschutz) nicht als zentral erachtet oder wenn man konzeptionell bzw. theoretisch mehr (und Neues) zum Verständnis jüngerer Entwicklungen in Kanada erwartet. Angesichts des etwas „altbacken“ wirkenden Ansatzes und insbesondere in Hinblick auf den formulierten Anspruch, ein integriertes Textbuch zu den (u. a. regionalen) Geographien Kanadas vorzulegen, verbleibt doch in erster Linie ein gutes Stück Frustration. Da wäre mehr drin gewesen – und „die Geographie“ hat da eigentlich auch mehr zu bieten!

Ludger Basten

Frank Norbert Nagel (Hg.), *Kanada. Von Akadien zum Yukon*. Norderstedt: BoD – Books on Demand, 2013 (x + 240 S.; ISBN 978-3-8482-5348-7; EUR 39,90)

Um es gleich klarzustellen: Dieses Buch ist im eigentlichen Sinne kein wissenschaftliches Werk! Das sollte man deutlich machen, um möglicherweise fehlgeleitete Erwartungen zu vermeiden. Es ist ein Buch, das mich als Rezensenten etwas verwundert zurücklässt ob der dahinter stehenden Intention des Herausgebers und seines Autorenteam – und das mich vor allem mit der Besorgnis erfüllt, andere Leser könnten dieses Buch womöglich als repräsentativ für die Praktiken und Standards der wissenschaftlichen Geographie in Deutschland halten, weil es eben von einem Geographieprofessor herausgegeben worden ist. Aber eine regionale Geographie Kanadas oder ein wissenschaftliches (Geographie-) Buch über Kanada ist dies schlichtweg nicht.

Das Buch startet mit einem Inhaltsverzeichnis, das ohne weitere Unterteilung 67 Kapitel auflistet. Es folgen eine doppel-seitige Umrisskarte von Kanada, auf der die (Stand-) Orte der 67 Kapitel verzeichnet sind, und ein knapp einseitiges Vorwort des Herausgebers. Dann reiht sich ein Kapitel an das andere; im Schnitt umfassen die Kapitel zwischen drei und vier Seiten, die kürzesten sind zwei, das längste ist sieben Seiten lang. Angehängt wird in der Folge eine kurze Auflistung gewisser „historischer Daten“, eine noch kürzere Auflistung gewisser „statistischer Daten“ (z. B. Benennung der Hauptstadt, Staatsform und Währung, Angaben zu wichtigen Industriegütern, Länge des Straßennetzes oder Anzahl der Flughäfen des Landes) sowie ein vierseitiges Ortsregister.

Das Buch ist insgesamt äußerst reichhaltig und sehr oft farbig illustriert. Nahezu jedes Kapitel weist mehrere Abbildungen auf, meist Fotos, aber auch Karten, oder Schemaskizzen und einige Tabellen. Hinzu kommen in vielen Kapiteln kleinere (und einige wenige größere) Textboxen, in denen einzelne Fachbegriffe erläutert oder irgendetwelche „nebensächliche“ Geschichten erzählt werden; außerdem hat jedes Kapitel eine Textbox mit ein paar – oder auch mal nur einem einzigen – Literaturhinweisen.

Daraus lässt sich allerdings auch schnell erschließen, weshalb die wenigsten der Kapitel einen Textumfang von mehr als zwei Druckseiten aufweisen.

Diese recht formale Umschreibung bedarf selbstverständlich der inhaltlichen Ergänzung, was denn in diesem „Buch zur Geographie, Geschichte, Wirtschaft und Kultur Kanadas“ (Vorwort, ix) nun eigentlich behandelt wird. Dazu ist es wohl nötig, die Idee des Buches laut Vorwort wiederzugeben, nämlich „regionaltypische und vor Ort entdeckte Eigenheiten des Landes durch unterschiedliche Brillen zu betrachten und in Buchform zu bringen“ (Vorwort, ix). Diese Idee sei auf einer Großen Geographischen Exkursion entstanden, später seien zusätzliche Beiträge zu weiteren Standorten in Ergänzung hinzugefügt worden. Grundlegendes Ordnungsprinzip des Buches soll demnach eine Durchquerung des Landes von Ost nach West sein.

Und so „lokalisieren“ sich die ersten 14 Kapitel in Nova Scotia, eines „zwischen“ Prince Edward Island und New Brunswick (die Confederation Bridge), dann 16 weitere Kapitel in Québec. Danach geht's nach Ontario, das in sieben Kapiteln behandelt wird (allerdings auch lediglich viermal Toronto, plus der Wellandkanal und die Niagarafälle/Niagara Gorge), dann springt man nach Manitoba, wo ein einziges Kapitel die Provinzhauptstadt Winnipeg behandelt. Schon geht es weiter nach Alberta, wo Calgary, das südliche Alberta und die „üblichen Verdächtigen“ in den Rockies in 14 Kapiteln aufgegriffen werden. British Columbia werden elf Kapitel gewidmet, und schließlich finden sich noch ein Kapitel zum Diamantenabbau in den Northwest Territories sowie zwei Kapitel über den Yukon (Glazialmorphologie sowie Dawson City und Goldrausch). „Mit dieser letzten Etappe im Wilden Westen eines großartigen Landes endet die Reise: Kanada – von Akadien zum Yukon“ (S. 231). Drei Provinzen und ein Territorium kommen in dieser Sammlung überhaupt nicht vor; demographisch, ökonomisch und territorial große und bedeutende Regionen (oder auch Städte) bleiben

außen vor und werden höchstens en passant in anderen Kapiteln erwähnt.

So eklektisch, willkürlich und vor allem vollkommen unerklärt diese regionale oder Ortsauswahl daherkommt, so ist es auch mit den behandelten Themen: immer mal wieder ein bisschen Geomorphologie und Vegetationsgeographie, relativ viel Geschichte (insbesondere der kolonialen Art), ein bisschen Stadtentwicklung, ein bisschen Wirtschaft(sgeographie), gleich zweimal Weinbau (einmal „in Kanada“, einmal „in British Columbia“). Dazu gesellen sich doch recht idiosynkratisch anmutende Themen wie „Gezeitenkraftwerk Annapolis Royal“, „Économusée ‚Domaine Acer‘“, „Baseball in Kanada – die Toronto Blue Jays“, „Spiral Tunnels“ oder „Vancouver Airport – Bill Reid's ‚The Jade Canoe‘“. Andere Themen, die man vielleicht auch erwarten könnte (z. B. Multikulturalismus, jüngere Einwanderung, Separatismus, Ausbeutung von Energieressourcen und Klimawandel, Konservatismus und parlamentarische Demokratie), kommen dagegen gar nicht oder nur am Rande vor.

Nun mag es ja für diese (Positiv- wie Negativ-) Auswahl sehr gute Gründe und eine klare Logik geben. Allein, nirgends im Buch wird darauf eingegangen, wird die Auswahl erklärt, und von alleine erschließt sie sich (mir jedenfalls) nicht. Aber selbst wenn man den Entstehungszusammenhang bedenkt: Eine didaktisch gut durchdachte strukturierte Große Geographische Exkursion sollte m. E. in jedem Fall mehr Struktur und Stringenz aufweisen, als sie in diesem Werk deutlich wird.

Um es zuzuspitzen: Das Buch hat keine Einleitung, keine Fragestellung, keine Zielsetzung und keine Schlussfolgerung. Es besteht aus einer reinen Aneinanderreihung von zusammenhanglosen Bruchstücken, die weder räumlich noch inhaltlich einen roten Faden besitzen. Darüber hinaus liefert das Buch praktisch nur Beschreibung und Nacherzählung, aber kaum Analyse und keinerlei neue Erkenntnisse. Der wissenschaftliche Tiefgang der Darstellungen ist sehr unterschiedlich, oft genug aber kaum

auf dem Niveau einer Master-Hausarbeit. Die Texte weisen keinerlei Quellenverweise/Belege auf die verwendete Literatur auf. Des Weiteren sind die Literaturhinweise am Ende der Kapitel oft veraltet, formal uneinheitlich und unvollständig, insbesondere was die zahlreichen Internetquellen betrifft.

Dieses Buch ist also definitiv keine wissenschaftliche Monographie über Kanada, und es ist ebenso kein Reiseführer. Das Buch ist schlicht und ergreifend ein (im Wesentlichen studentischer) Exkursionsbericht von einer großen Exkursion – nicht weniger, aber vor allem nicht mehr! In einer solchen, in der geographischen Ausbildung üblichen Form studentischer Studienleistung schreiben Studierende in der Regel kurze thematische Protokolle zu auf einer Exkursion besuchten Standorten. Inwiefern allerdings damit das „vorliegende Buch (...) neue Akzente“ setzt (Vorwort, ix), vermag ich nicht zu erkennen. Und vor allem: Warum man eine solche Sammlung studentischer Mini-Hausarbeiten als Buch veröffentlichen sollte, bleibt mir vollkommen schleierhaft.

Ludger Basten

Timothy C. Winegard, *For King and Kanata: Canadian Indians and the First World War*. Winnipeg: University of Manitoba Press, 2012 (224 pp.; ISBN 978-0-88755-728-6; CAD 24,95)

Whereas Native North American Studies have often been restricted by the disciplinary and national boundaries of the critical approaches from which they stem, the past few years have seen increasing engagements with the transnational dimensions of indigenous studies. Next to special issues of *American Quarterly* (2010) and the *Journal of Transnational American Studies* (2012), a groundbreaking study by Chadwick Allen has expanded critical perspectives across national borders: In *Trans-Indigenous: Methodologies for Global Native Literary Studies*, Allen promotes “the development of meth-

odologies for the productive interpretation of a continually expanding body of contemporary literatures that place Indigenous histories and politics, cultures and worldviews, and multiple realities at their vital center” (*Trans-Indigenous* xvi). In this important new field of Transnational Indigenous Studies, war emerges as a paradigmatic site of identity construction and intercultural encounter: what happens to the complex tribal, pan-tribal, and national affiliations of indigenous people within the organized structures of military units? Timothy Winegard’s *For King and Kanata*, which already refers to the question of multiple affiliations in its title (“kanata” being the Iroquoian word for “village”), offers an in-depth historical approach to the First-World-War contributions of “Canadian Indians” (as he calls them throughout his book, arguing that political correctness in terminology played no role at the time on which he centers). Working with meticulously researched details and statistics, while also offering narratives of individual people and their families, Winegard’s account provides a highly accessible history of First Nations soldiers between 1914 and 1918.

The issue of identity politics is the volume’s recurring theme: from the divided loyalty of potential indigenous soldiers (most First Nations people expressed their loyalty directly to the British King rather than to the Canadian government), via the intercultural encounters within the army, to the appalling racial discrimination in post-war veteran politics, the role of Native Canadian soldiers serves as a microscope on the larger political and cultural Canadian landscape, including topics of nation-building, multiculturalism, as well as legal and social equality. This complex arena – and its continuing infusion with ethnic prejudice – are nicely illustrated by a propaganda poster (reproduced in the book) that served to encourage First Nations military and financial support of the war while perpetuating racial stereotypes: an Indian in traditional costume, standing in

front of a tee-pee, is holding up money, and the caption reads: "Moo-Che-We-In-Es. Pale Face, my skin is dark but my heart is white. For I also give to Canadian Patriotic Fund" (145).

Next to an Introduction, Conclusion and Epilogue, the study is subdivided into nine chronologically ordered chapters and begins with historical surveys of the role of war in pre-contact times, of conflicts with the European colonizers, and of the stereotypical images of 'Indians' that were prevalent during the late nineteenth and early twentieth centuries. The main part of the study is then structured according to three phases of Native participation in the war: 1) from the outbreak of war to December 1915 (with restrictive policies regarding Indian military service), 2) from December 1915 to December 1916 (in which formal guidelines allowed for the recruitment of Indian soldiers), and 3) from 1917 to the armistice (in which First Nations people were actively recruited to meet the increasing demand of replacements and also provided financial and material support on the home front). These chapters particularly illustrate the lack of an official policy in dealing with Native enlistment. Because of a widespread mistrust in Native people's allegiance and because of actual enlistment numbers, many historians have previously argued that there had been an official policy of exclusion in the Canadian Armed Forces. Winegard disproves this claim, pointing instead to the complex legislative background of military service and noting that, while the 1904 Militia Act did not even mention Indians (and thus remained open – both in theory and practice – for different interpretations), the government did allow First Nations people into the Canadian Expeditionary Forces in 1915 and even strongly encouraged recruitment by the 1917 Military Service Act. The telling insight of these chapters, and in fact of the entire book, is that "the calculated inclusion of Canadian Indians was not a departure from, but rather a continuation of, the pragmatic tradition of imperial and Canadian govern-

ments to use them in a military capacity only when it suited British Canadian interests" (8). This is particularly underlined by a fourth phase (which Winegard, however, does not categorize as one) – which marks the failure of the Canadian government to offer appropriate recompensation to its First Nations veterans after the war. In the final chapter, entitled "Peace and Prejudice," Winegard deplores that, even though more than an estimated number of 4,000 First Nations soldiers served among the 620,000 Canadian troops, not only on the Western front, but also in the Middle East, Russia, and the Balkans (cf. 118), this contribution was widely ignored once the war was over. At a time when, in 1917, casualties were twice as high as recruitment numbers, creating an enormous demand for additional personnel, the government officially appealed to First Nations for support; yet the "recognition of Indian military contributions was fast forgotten" when Native veterans wanted to claim their rightful pensions (169). The Soldier Settlement Act of 1919 excluded Indians on account of their lack of citizenship and thus, with few random exceptions, left the veterans and their families without support.

Winegard's highly informative study fully lives up to the promise of its title: it abounds with details on the motivation of Native soldiers, their particular deployments and tasks, and their role in the formation of specific battalions. It thus answers both general questions (e.g. about the reasons of Native Canadians to support the war, or their percentages in comparison to Native Americans in the United States) and more detailed ones (including why so many indigenous soldiers excelled as snipers and scouts, or why they had more frequent desertion records). Like in many parts of Europe, as we learn from this book, the war was greeted with enthusiasm and patriotic sentiment: among the First Nations, the motivation to participate was fueled, according to Winegard, by a "warrior ethic" (48), as well as the quest for "money, adventure, and employment" (48), but

service in the army also provided a temporary escape from reservation life, poverty, and social injustice. Describing, in more detail, the formation of the 107th and 114th Battalions (which were those with the largest percentage of Native soldiers), the author illuminates the various intercultural issues that Native soldiers faced once they were dispatched to Europe: from language barriers (which were later productively used for the development of code systems, cf. 123–24) to cultural differences and different understandings of military protocol. In great detail, the author outlines why, in spite of various efforts, a separate battalion of Indian soldiers never materialized, whereas an African-Canadian battalion had been formed in 1916. Fears of divided loyalties were as much an influence as were language barriers, the susceptibility to tuberculosis, or internal conflicts (such as Iroquois soldiers refusing to fight alongside Mohawks).

The author's archival work is impeccable, providing exact numbers and statistics in all possible cases. At the same time, these numbers do not drown the personal stories behind the war: with the example of Corporal Francis Pegahmagabow, for instance, an Anishinaabe sniper with the highest record of enemies killed of the entire First World War, Winegard follows the fate of individuals far beyond the war, outlining what happened to them later. Pegahmagabow's repeated applications for veteran support were all rejected; however, as an influential political spokesperson within his nation, he also proved instrumental – together with other veterans, such as Mohawk lieutenant Frederick Loft – in “the creation of the first nationwide Indian political organization – the League of Indians of Canada” (162).

One might wonder why, in the chapter on “The Image of the Indian,” Winegard draws mostly on a rather old study by Ronald Haycock (1971) instead of consulting more recent sources (such as Daniel Francis's *The Imaginary Indian* from 1992 or Gretchen Bataille's edited collection *Native*

American Representations from 2001). Similarly, in light of the continuing social injustice that the book so tellingly uncovers, the conclusion seems rather cursory and uncritical, when the author ends on a rather vague note: “Certainly,” he writes in his epilogue, “members of this increasing population will continue to serve, as they have done in the past, both their nations and Canada in our shared Canadian forces” (171). These smaller drawbacks, however, can hardly overshadow the impressive historical research and detail that build this study. An index and a comprehensive bibliography facilitate the use of this book, and it can be recommended as a helpful starting point for anyone interested in either First Nations history, the history of World War I, or Transnational Indigenous Studies.

Birgit Däwes

Robin Jarvis Brownlie and Valerie Korinek (eds.), *Finding a Way to the Heart: Feminist Writings on Aboriginal and Women's History in Canada*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2012 (269 pp.; ISBN: 9780887557323; CAD 27,95)

With the rise of women's history in the 1960s and 1970s, feminist scholars started to unearth evidence of women's historical experience, challenging traditional historical narratives that largely excluded women's experiences. Sylvia Van Kirk is one of the most distinguished feminist historians whose landmark study *Many Tender Ties: Women in Fur-Trade Society, 1670–1870*, first published in 1980, examined the North American fur trade in terms of the roles of gender, race, and colonization. From the founding of the Hudson's Bay Company in 1670 until the transfer of Rupert's Land to the newly created dominion of Canada in 1870, the history of the Canadian West, which was largely synonymous with the fur trade, had traditionally been narrated as a story of enterprising European men who

attempted to master the wilderness. Women and Aboriginal people as agents in the fur trade were generally absent in these historical accounts. Looking at the records of the Hudson's Bay Company, Sylvia Van Kirk's groundbreaking study, however, showed that "the fur trade could not have proceeded at all without the active participation of women" (3). European traders, as Van Kirk argued, relied on Aboriginal women for a series of vital activities "including the processing of furs, the production of clothing and footwear, the snaring of game for food, cleaning and cooking in the forts, and cultural mediation in moments of conflict" (10–11). As a result, the book changed the historical understanding of the North American fur trade in crucial ways, introducing new forms of inquiry in Aboriginal and women's history. At a time when gender history as an academic discipline was still in the making, Van Kirk's research was revolutionary in its attention to the importance of the categories of race, class, and gender in the history of the Canadian West.

The volume under consideration here pays tribute to the work of Sylvia Van Kirk, demonstrating the influence of her innovative research on feminist historical scholarship and showing the immense impact of her teaching and academic work. Even though the title of this book *Finding a Way to the Heart: Feminist Writings on Aboriginal and Women's History in Canada* might suggest otherwise, this book is a *Festschrift* for Van Kirk, featuring articles of scholars whose research was impacted in one way or another through Van Kirk. The twelve essays in this volume are the result of a project that began in 2007 when the roundtable "Many Tender Ties: A Forum in Honour of Sylvia Van Kirk," organized for the Canadian Historical Association, brought together a number of scholars, students and colleagues who provided a "retrospective assessment of Sylvia's academic accomplishments" (vii). The title *Finding a Way to the Heart* invokes the metaphor of the heart, which draws attention to both the

type of feminist research that Van Kirk initiated – those "many tender ties" that her readings of the accounts of the fur trade laid bare – as well as the personal level of impact that Van Kirk's career has had. In demonstrating the social, economic, and political importance of women in the formation of the Canadian West, Van Kirk has focused on the sexual and emotional relationships between Aboriginal women and Euro-Canadian traders, introducing intimate concerns to historical inquiry. On the other hand, the title *Finding a Way to the Heart* refers to the statements by scholars that express their heartfelt gratitude to their mentor and colleague, testifying to Van Kirk's generous and collegial scholarly practice.

In their splendid introduction to the volume, editors Robin Jarvis Brownlie and Valerie J. Korinek praise the contribution of Van Kirk's scholarship and provide the historiographical context of the fur trade, introducing the works of Van Kirk as advancing "the feminist project" (11) in the rewriting of the history of the Canadian West. The book then is divided into two parts, with the first focusing on Van Kirk's career and the second presenting a series of articles that examine historical themes of First Nations Studies which are related to the concerns that Van Kirk's scholarship has advanced. Jennifer S.H. Brown, whose influential study *Strangers in Blood: Fur Trade Company Families in Indian Country* was also published in 1980, contributes the first article in which she reflects on the academic collaborations with her colleague over a period of almost four decades. France Iacovetta then provides an engaging description of Van Kirk's contribution to departmental services as a professor in the Department of History at the University of Toronto. The third article by Valerie Korinek offers a reflection of her experiences while working with Van Kirk as a graduate student. All in all, these three opening contributions pay tribute to Van Kirk's feminist pedagogy, academic practice and mentorship, framing her academic contributions

and setting the tone for the analytical articles that follow.

Elizabeth Jameson's essay "Ties Across the Border" traces the influence that Van Kirk's scholarship has had on academic work in the U.S. American context. According to her, the conceptual power of Van Kirk's works has "extended far beyond the temporal, geographic, and topical boundaries of the fur trade" (71), promising to "help clarify the complex projects of new transnational and borderlands histories" (77) which pay attention to the many similarities and social ties that exist despite the differences of race, gender, and nationality. Adele Perry's article "Historiography that Breaks Your Heart: Van Kirk and the Writing of Feminist History" shows in what ways Van Kirk's *Many Tender Ties* has refigured the view of the Canadian fur trade from a "story of the British Empire, or of national heroism" to a "history of labour performed, goods traded, and lands enclosed" (83). After these historiographical articles, a series of essays, which roughly follow a chronological order, evaluate Van Kirk's research and offer insights into the ways in which her insights have shaped their own research. The two contributions by Angela Wanhalla and Victoria Freeman translate Van Kirk's scholarship to Australian and New Zealand contexts. While Wanhalla investigates the experiences of Māori women and Pakeha men, tracing ideas about racial mixing as they developed in the early period of colonialization, Freeman compares discourses on settler miscegenation in Canada, New Zealand, Australia and the United States. The other contributions also show in what ways Van Kirk's scholarship has impacted their works. Similar to Van Kirk's projects, Robert Innes's contribution is an attempt to reshape Native American scholarship. By showing how the traditional focus on "tribes" in the analysis of Native history has obscured the greater importance of band-level organization, he draws the attention to the fact that most groups living on the plains are actually tribally mixed, contributing to a more nuanced understanding of the history of the

plains. He convincingly argues that historians have contributed to the racialization of the Métis by highlighting their difference from First Nations with whom they shared important kinship ties through their maternal lines. He argues that a view that takes the importance of kinship practices into consideration provides a better understanding of the multicultural composition of Saskatchewan First Nations, helping "to explain the motivation of historic intra-Aboriginal relations in the northern plains" (140). Patricia A. McCormack's contribution also argues against the homogenization of the Northwest into categories like "Indians," "Métis," or "traders" by detailing the structure of one regional plural society, the fur trade post of Fort Chipewyan. Similar to her analysis of this fort as a contact zone, Kathryn McPherson also relies on Mary Louise Pratt's concept in her interpretation of the trope of "domestic intrusion" in the accounts of Euro-Canadian settler women. Exploring white women's "interactions with Aboriginal peoples during the early years of agricultural settlement in the prairie west," she shows how "white women in the Canadian 'frontier' came to understand their own place in the colonizing process" (223), turning their encounters with First Nations into tales of courage. Intersections of race and gender are also a focus in the analysis of Jarvis Brownlie's examination of images of First Nations in Upper Canadian newspapers, which she juxtaposes with Aboriginal counter-discourses in order to "examine the interaction of ideas about race, colonization, and settlement in the formative period of Upper Canada" (173). The last essay, Katrina Srigley's "'I am a proud Anishinaabekwe': Issues of Identity and Status in Northern Ontario after Bill C-31," relies on oral history methods in order to present a case study to illuminate the ways in which a contemporary group of ten Anishinaabe, Cree, and Métis women from the North Bay area in northern Ontario define and express their Aboriginality.

All in all, *Finding a Way to the Heart* is a well-informed and informative example of

recent feminist and Aboriginal studies of the Canadian West. While this volume reflects the enduring legacy of Sylvia Van Kirk's scholarship and unabashedly honors her works, it also constitutes a significant critical contribution to the field of Native feminist historiography. Covering a considerable range of topics, these essays offer fascinating new scholarship in the field of Canadian Studies.

Astrid Fellner

Maryann Henck, Maria Moss, and Sabrina Völz (eds.), *White-Indian Relations: Moving into the 21st Century*, Berlin: Galda Verlag, 2011 (234 pp.; ISBN 978-1931255509; EUR 78)

White-Indian Relations comprises the proceedings of an international symposium of the same title held at Leuphana Universität Lüneburg in May 2009. It is an outstanding volume for the self-reflexivity it displays in discussing the collaborative student-teacher effort that produced it and for its focus on the future challenges and possibilities of Aboriginal-settler relations in North America. As the editors outline, the work evolved out of two project seminars held at Leuphana on "Native North America." (17–18) According to the seminar organizers, in an attempt to "combine theory and practice," students of various disciplines were actively involved in the planning and hosting of the event. (10)

The book begins with a brief introduction, followed by a section dedicated to the contextualization of the conference with a discussion of both its thematic and practical aspects. The editors problematize their word choice, "Indian," for the title of their conference and book, acknowledging that it "might have initially struck a discordant note with some participants." (7) Although the term is still commonly used in the United States, it has "become almost entirely a *verbum non gratum*" in the Canadian context over the past decades. (Ibid.) After discussing the political dimensions of "labelling," the editors conclude that they

chose "Indian" for three reasons: (1) the resulting conference acronym "WIR" and its German meaning, "we" (highlighting the collaborative efforts of and dialogue among many groups participating in the conference); (2) the generally positive connotation of the equivalent German term "Indianer"; and (3) to provoke, in choosing this term, discussions on labelling Native peoples. (8) I must admit that, as much as I value the explicit addressing of this choice, I felt that, given the frequent classification of "Indian" as problematic in the Canadian context and its definition as an image of Native peoples rather than a reference to the Aboriginal peoples living in North America by scholars such as Robert Berkhofer, Hartmut Lutz, and Daniel Francis, the initial project seminar title "Native North America" or replacing "Indian" with the less-contested "Indigenous" would have been more obvious choices. While reflecting the international and political dimensions of the Indigenous experience, the latter would certainly have sparked discussions about labelling as well, since the use of "Indigenous" is quite uncommon in a US context and sometimes criticized for drawing attention away from the great variety and regional context of Aboriginal cultures and Aboriginal-white relations.

In response to the question of why the small, northern German town of Lüneburg would become the centre of a conference on Native North America, the editors refer to German "Indianthusiasm" (Lutz) – a longstanding fascination Germans have held for Indigenous peoples of North America. (9–10) Playwright Drew Hayden Taylor's humorous short piece, "Dances with Germans," (33–34) later picks up on this argument, stating that: "At the home of one of the organizers of the conference, I was surprised to see, sitting peacefully on the lawn outside her townhouse, a modest-size Plains teepee. [...] Evidently, some of the local kids took turns sleeping in the teepee at night, no doubt trying to find their inner Aboriginal. She claims it belonged to her next-door neighbour, but following the

logical train of thought, I don't think her next-door neighbour was the one organizing a conference on Native/non-Native relations. I wonder if there's an Inuit in her freezer." (34)

In their chapter "The 'All-in-One-Module' on Native North America: Cultural Studies Meets Project Seminar," the editors give an honest assessment of the successes and challenges of organizing the conference. (25–26). With its detailed look at the didactics of the seminars, it will be useful to anyone planning a similar event. As the editors note, tongue-in-cheek, in this chapter's concluding remarks, perhaps the most important advice is to "estimate the workload and then multiply it by ten" (26) – particularly because they "not only *felt* but *knew* that it would have been easier and less demanding" had they not guided the students through the various organizational steps but "done everything themselves in the first place." (25) However, it becomes clear in this volume that the self-efficacy resulting from this practical training greatly benefited the students.

The chapter also demonstrates the embeddedness of the project seminars in the so-called Leuphana Bachelor. This new BA program was introduced in the reorganizing of study programs in the course of the pan-European Bologna Process, in which Leuphana took on the role of a "model university." (11) The Leuphana Bachelor has as its core an interdisciplinary and problem-based approach that aims to teach students to think outside the box of their disciplines and to get hands-on experience that applies their knowledge gained at university. (17) I found it surprising in this context that while the editors cite the praise this new program has received, (18) they do not mention the pronounced criticism and student protests directed at Leuphana policies in the course of the reorganization process. When the editors note that "one criticism of German employers has always been that education of students has almost exclusively been on theory and that practical experience related to the actual working

world was lacking" (18) and suggest that the project seminar and, more generally, the Leuphana Bachelor respond to these demands in "combining the best of both worlds" (*ibid.*), this call for practical experience also requires contextualization. Employability has become a catchphrase in German university politics in past years, as universities have been required increasingly to adapt to the politics of the market. This development has sparked criticism as well (see, for instance, the recent and much-debated *ZEIT* article "Die gekaufte Wissenschaft" ["The Bought Science"] by Kerstin Kohlenberg and Yassin Musharbash). In this light, recognizing employability arguments may seem somewhat ambiguous.

Despite these reservations, being involved in planning this conference has clearly been an enriching experience for the students, as is finding their reflections represented in the present volume. An excerpt from a student essay about a debate on the repatriation of Native artefacts that followed a presentation by Peter Bolz, Director of the Ethnological Museum Berlin, is most compelling. The student, Sarah Peters, notes: "From the [W]estern point-of-view [sic], I presumed that collecting to preserve ... is important. I never thought that this could conflict with other beliefs, not to mention [that it] could create controversy. The criticism of the tribes is understandable, but as a [W]estern person, I tended to think that everything has to be analyzed in order to gain knowledge. I have been to several ethnological museums and never questioned how the collection was acquired, if it displays the truth or enlarged my stereotypes. Moreover, I failed to question whether the museum should be the rightful owner or not." (23) Peters's reflection helped the students of a seminar I recently taught to contextualize the design of the Ethnological Museum's exhibition during an excursion. It sparked lively debates and self-conscious responses in reflective journals. Thus, the original conference debate was echoed in a seminar discussion elsewhere through a student's voice – a wonderful

outcome of the unique design of the present volume.

The main section of *White-Indian Relations* consists of nine academic articles loosely grouped under three subheads: "Obey, Rebel, Reform: Acculturation and Apologies"; "Look, Listen, Tell: Sharing Stories"; and "Laying it on the Line: Anthropologists' Take on Identity." The majority of these were written by anthropologists, whereas three articles take on a distinct historical, Native Studies, and literary studies perspective. I will discuss in more detail the five articles that deal explicitly with Canadian topics.

In his article on Indian residential schools in Canada and the United States, Roger Nichols demonstrates the benefits of comparative historical inquiries when outlining the similarities and differences between the assimilationist educational policies toward Indigenous peoples in his two case studies. According to Nichols, the settler societies of both countries shared the objective of "destroy[ing] Native cultures and replac[ing] them with what they considered 'civilization'" (37) in order to improve settler access to Native "lands and resources" (38) and "reduce administrative costs" (*ibid.*) in dealing with the Indigenous populations. They employed similar strategies to reach these goals – by the end of the 19th century, boarding schools that separated children from their families and combined instruction in "sedentary agriculture, vocational education, and Christianity" had become the dominant tool of cultural assimilation in both Canada and the United States. (37; also 42–43) Nichols's study reveals that church-state entanglements played a much greater role in Canada, with its long history of missionary-run schools since the early New France period, than in the United States, where the government in fact "withdrew much of its financial support from denominational Indian schools" in 1890. (37–38) It also points to the transnational dimension of the large-scale implementation of boarding schools on both sides of the 49th parallel from the 1880s onwards: Nichols reports on

a visit of Canadian MP Nicholas Davin, ordered by the Canadian government, to a school for Native American children in Minnesota in 1879 to "confer with US officials about their efforts to acculturate Aboriginal groups." (42) According to Nichols, it was an irony of history that "based on [an] inadequate investigation," Davin reported that "the Americans favored industrial schools, combining government and church efforts"; when in fact boarding schools in the US were largely secular. (43) However, the recommendation was quickly acted upon after Davin's return and led to the expansion of "church-run residential schools to be used to separate the children from their parents" in Canada. (*ibid.*) The starkest and perhaps most surprising contrast between the Canadian and American experience that Nichols describes concerns the way the legacy of the residential school experience is dealt with in the two countries. Nichols attests to a "general apathy" (52) of politicians and the general public in the United States in light of the traumatic history of forced separations and widespread experiences of psychological, physical, and sexual abuse among residential school survivors. Despite the fact that experiences of residential-school life have been overwhelmingly negative both in Canada and the United States (with the exception of a comparatively small number of individual positive accounts in both countries, which Nichols acknowledges but believes might be partially the result of the former students "exhibit[ing] symptoms of the "Stockholm Syndrome" [48]), reconciliation efforts in the United States have been few. Thus far, no formal government apology has been made for the suffering caused by the US Indian Boarding School System, nor has there been an official investigation into its institutional history similar to the Royal Commission on Aboriginal Peoples (RCAP) report of 1996 in Canada. (49–50) Scholarly studies dealing with the US Indian residential school system have, according to Nichols, rarely made it "beyond the walls of university libraries" (49), and reports of large-scale sexual abuse

in Indian boarding schools have received scant attention due to a lack of media and public interest. (49) Nichols's chapter is one of the strongest in the book; however, a mention of his 2008 article "Residential Schools for Native Children in Canada and the USA" (published in *Australasian Canadian Studies*), which makes a similar argument, would have been useful.

Kevin FritzMaurice's article, published under the substantial title "Apologies, Truth, and Reconciliation: Indigenous Knowledge and the Decolonization of Aboriginal and Non-Aboriginal Relations in Canada," is an important complement to Nichols's work in the present volume. Overall, FritzMaurice's assessment is more critical of Canadian reconciliation efforts of the last decades. Beginning his analysis in the early 1990s, which he characterizes as a phase of "intense conflict and growing public awareness of aboriginal/non-aboriginal relations," (59) FritzMaurice outlines the work of the RCAP as well as two reparation schemes for residential school survivors issued by the Canadian government to foster the healing process – Gathering Strength in 1998 and the Indian Residential Schools Settlement Agreement (IRSSA) in 2006/2007 – as well as the official apology made by the Canadian government under PM Stephen Harper in 2008. The author maintains that in following this course, "the federal and provincial governments missed an opportunity for both the political and constitutional reconciliation through the creation of an aboriginal's third order of government" – an idea which, as he outlines, had first been articulated in the Charlottetown Accord of 1992 and was later included as a policy recommendation of the RCAP report. (59) FritzMaurice raises doubt about whether the ongoing Truth and Reconciliation Commission (TRC), established in 2008, can help achieve "truth or reconciliation in any meaningful way." (67) He points to three problems in particular: (1) the feared absence of an audience interested in the stories brought to light by the Commission (64); (2) the absence of the voices of residential school

offenders in the TRC, resulting in an "incomplete truth" that will make it "difficult for non-Aboriginal people to fully see themselves as offenders" and as "part of an interdependent relationship with the Aboriginal victims"; (68) and (3) the fact that the Indian residential schools were part of a larger discriminatory system of colonization, a system the author still sees in place today: "The contemporary reality of settler colonialism and racism in Canada suggests that the government has not [...] fully transitioned into a new period of respect and peaceful relations with Aboriginal people in spite of the closing of the schools, two apologies, and reparation payments." (69) Consequently, he calls for "re-contextualizing the process of truth and reconciliation to include contemporary forms of racism and colonization in addition to the residential school experience." (Ibid.)

Maryann Henck's and Sabrina Völz's article offers a close reading of Drew Hayden Taylor's short story "Girl Who Loved Her Horses," first published as part of the short-story collection *Fearless Warriors* in 1998 and later adapted for the stage. Henck and Völz look, in particular, at Taylor's strategy of employing humor as a stylistic device and at his (re)interpretation of Indigenous oral storytelling in the traditionally Western genre of the short story. The authors make a compelling argument about how the content of the story is mirrored on a meta-level, namely, that of the creation of the story itself. At the centre of Taylor's narrative is "non-status Native child" Danielle, who paints a majestic horse on a wall of an improvised "private art school" for local children run by a neighbor. (116–117) Although the pictures the children create are usually painted over every week, the neighbor decides to preserve the impressive image of the horse and finds Danielle "utterly disconcerted" when she is confronted with it a week later. (117) The authors argue that the continuing re-creation, in this case in the form of the continuous "drawing and redrawing of the horse," is essential to Danielle's mode of expression. (120) The same is

true for Taylor's writing: After turning the plot line of "Girl Who Loved Her Horses" into a play, he is now planning to make it his next novel, thus again re-creating his story in a different genre. (120) Henck and Völz seem to suggest that the re-creation and reinvention of stories and images in different forms is a crucial yet often misunderstood element of Native American cultures. Aligning with Peters's observation in her student essay, the authors state that "scholars are quick to assume that if they do not attempt to 'preserve' Indigenous culture for future generations, aspects of these cultures would disappear entirely" – and, as they argue, wrongly so. (120)

The final section of *White-Indian Relations*, concerned with anthropological outlooks on Native and Canadian identity, includes two pronounced and thought-provoking articles: "Oh Canada, Our Home on Native Land" by Niki Throne, Karen McGarry, and Brian Cummins, dealing with "violence, de-legitimization, and dismissal of First Nations rights to land and sovereignty," (135) and Ilká Thiessen's "Opening the 'Medicine Chest,'" which looks at health inequalities in British Columbia (BC).

Throne, McGarry, and Cummins provide a historical background to and analysis of the land-rights conflicts at Oka, Caledonia, and Ipperwash during the 1990s and 2000s, and they discuss the effects of Canadian multiculturalism policies on Native communities. The authors argue that a clear bias can be detected in how the Canadian mainstream media portrayed the land defenders/protesters of Oka (the authors reject the latter term for its connotation of the illegitimacy of the protest); Native peoples tended to be presented as violent aggressors or even terrorists, thus echoing "colonial tropes of savagery" (136), whereas the Canadian government appeared as "the mediator and the bearer of peace." (140) According to the authors, these representations have consequently been used "strategically by politicians and anti-Native organizers" to "de-legitimize Native claims to the land" (138) and have drawn "attention away from the

violence of the police [and] military." (139) The authors suggest that the stereotypical display of the Native activists might have sparked "an escalation of police anxiety" in subsequent conflicts such as Ipperwash (144) and that various anti-Native organizations have evoked it when initiating opposition to the land-rights movement, fueling an image of a "two-tiered system of justice that discriminates against white people while first Nations are exempt from the law." (136) Based on a rhetoric of civil rights activism, their members constructed themselves as "'white victims' of 'native lawlessness'" (136; 150; 152), going so far as to organize "a[n] anti-racism rally in Caledonia on the International Day for the Elimination of racism" in 2010 on the basis of the claim that "white people are racially disadvantaged." (152) These activities were reportedly "supported by and advertised on the world's most popular English-language neo-Nazi website, *Stormfront.org.*" (Ibid.)

The authors note that arguments supporting the elimination of special rights for Native peoples refer back to the introduction of multiculturalism policies in Canada under PM Pierre Trudeau, arguing that Canadian multiculturalism has functioned as "an exclusionary and oftentimes racist discourse" creating "hierarchies of Canadianness," with "white, unmarked" Canadians at the top of that hierarchy. (155) In 1969, Trudeau proposed the so-called White Paper on Indian Policy that would have essentially ended the special status of Native peoples in Canada before the law. (Ibid.) Despite the fact that, following a pronounced protest by Native organizations, this White Paper was never actually implemented, the authors argue that the perceived threat of multiculturalism policies in general has led to Native communities adopting "strategic essentialism" (137) as a measure of self-defense in an attempt to "reassert their cultural uniqueness, emphasizing their social distance from the dominant society" (Sally Weaver, 156) by "appropriating the power of Western normative views on culture." (137) This is certainly an

outstanding and potentially provocative piece. A broader sample of referenced media displays documenting the widespread circulation of stereotypical portrayals of Native land-claims activists would have been interesting, in addition to sources showcasing the adoption of strategic essentialism following the rise of official multiculturalism.

Merging with Throne's, McGarry's, and Cummins's work as well as with Fritz Maurice's arguments concerning the continuation of colonial practices in present-day Canada, Thiessen argues that colonialism is the greatest cause of the gross health inequalities in BC today, as it is "the culprit that dictates the social determinants of health," such as "education, housing, economic development, and food security." (211–212) Thiessen outlines that when Indigenous individuals "are in poor health, blame is often automatically placed on the Indigenous patients without thoroughly considering the true complexity of the problem." (207) She provides disturbing examples of cases when Indigenous patients were denied adequate treatment because of stereotyped, racist notions concerning the causes of their illnesses. (208–209) Thiessen also discusses the widespread confusion concerning the legal responsibility for healthcare, which is, as she clarifies, generally not the responsibility of the Canadian federal government but that of the provincial governments, which are "legally responsible for the healthcare of all provincial residents, including First Nations." (207) However, even healthcare practitioners are often unaware of this legal basis. Thus, Indigenous patients are sometimes wrongly denied treatment or avoid using the public healthcare system out of fear of discrimination. As a response to the racial discrimination she detects within the healthcare system in BC and in Canada in general, Thiessen suggests creating a system of positive discrimination (217; 219) and articulates a "dire need for more doctors, teachers, professors, and government officials who are accepted as First Nations not only

by law but by the population at large." (217) For the future, Thiessen calls for Indigenous peoples being given the "defining power" over who counts as Indigenous, in order to allow a definition not based on culture "as implied in the word 'multiculturalism,'" but one of "Indigenous through shared experience, one of marginalization and colonization." (220)

In their introductory remarks, the editors state that although the majority of the topics presented in the volume "is undeniably linked to past incidents," their "objective is to refocus the lens of the present situation in order to increase the awareness for the necessity of change in the twenty-first century." (10) This objective has been fully achieved, and the result is a compelling volume of interrelated articles. The quality of the book suffers slightly from the blurry printing of some of its images and tables and, occasionally, also of the main body of text. Whereas the cost of this book (just under €80) might be rather daunting for individual researchers, it will be a worthwhile and important acquisition for libraries and of interest to anyone working in the field of Aboriginal-settler relations, particularly to those interested in developments in Canada from the 1990s to the present and to university lecturers planning to coordinate a student-run conference.

Stefanie Land-Hilbert

Gilles Dupuis et Klaus-Dieter Ertler (dir.), *À la carte. Le roman québécois (2005–2010)*, Frankfurt/Main: Peter Lang, 2011 (411 pp.; ISBN 978-3-631-61653-6; EUR 60,60)

Le présent volume, qui porte sur le roman québécois paru entre 2005 et 2010, fait suite à un premier volume similaire, avec le même titre et ayant pour objet le roman québécois paru entre 2000 et 2005. De fait, il existe une grande continuité entre les deux volumes, à commencer par la direction de l'édition, une fois de plus assumée par Gilles Dupuis (Université de Montréal) et

Klaus-Dieter Ertler (Université de Graz). La combinaison Québec-Europe qui caractérise ce tandem se répercute dans l'équipe de contributeurs de ce volume, constituée d'universitaires québécois (entre autres Daniel Chartier, Catherine Mavrikakis, Patrick Imbert) et européens (dont Peter Klaus, Hans-Jürgen Lüsebrink) ce qui offre une perspective à la fois endo- et exogène sur la production littéraire québécoise. La continuité se situe d'ailleurs aussi à ce niveau, puisque les contributeurs de ce deuxième volume sont en partie ceux qui avaient déjà participé au premier. En outre, certains auteurs qui sont abordés dans ce volume l'étaient déjà dans le premier, comme Nelly Arcan, Daniel Castillo Durante, Sergio Kokis ou encore Jacques Poulin.

Mais une telle continuité n'implique pas que ce deuxième volume ne soit qu'une reprise du premier, puisqu'il prévoit aussi une place pour de nouveaux noms, tels qu'Hervé Bouchard, Nicolas Dickner, Naïm Kattan ou Alain Farah, pour ne citer que ceux-là. De la sorte, le volume est un point de départ intéressant pour analyser les similarités et les évolutions dans le roman québécois contemporain.

S'il fallait distiller un fil rouge dans l'ensemble des contributions, c'est bien que la littérature québécoise se trouve toujours dans une période qui peut être qualifiée de post-nationale, c'est-à-dire que les points de référence de la communauté nationale et de la langue se sont estompés et que beaucoup d'auteurs sont à la recherche de nouveaux repères, ce qui ouvre la voie à la fois à l'incertitude et à la liberté. La recherche de nouveaux points d'ancrage prend dès lors des formes très différentes: l'expérimentation formelle (Bouchard, Blanchet), le développement du thème des écrivains/professeurs (Castillo Durante, Chassay, La Rue), la recherche d'identité et de la mélancolie contemporaine (Arcan, Laberge, Mihali), et finalement la recherche des frontières du jeu scriptural postmoderne. À côté de ce foisonnement de nouvelles pistes, le volume prête également attention à des auteurs établis (Poulin,

Tremblay, Blais), dont les nouveaux ouvrages continuent des œuvres déjà remarquables avec des thèmes propres et des fils rouges qui vont au-delà du laps de cinq ans étudié dans ce volume. Ceci offre un contrepoint intéressant aux dynamiques novatrices que nous venons d'esquisser.

À ces thématiques diverses correspondent des approches diversifiées, tout comme cela avait déjà été le cas dans le premier volume. Indiquée dans le titre de l'ouvrage, la « carte » implique le choix et la différenciation, ce qui se répercute dans les contributions individuelles. La plupart des contributeurs procèdent à un *close reading* du roman qu'ils ont choisi, et consacrent pas mal d'espace à la présentation du contenu de l'ouvrage. Ceci n'est pas sans importance pour un volume qui a pour but de donner goût à la découverte d'auteurs et, au-delà, d'une littérature assez mal connue. En outre, le contexte social québécois n'est jamais très loin, ce qui permet aux thèmes plus larges d'apparaître dans ces lectures individuelles: solitude et incertitude postmodernes, la reconstruction des mythes nationaux et les écritures migrantes.

Bien que la diversité des approches et des thèmes enrichissent le volume sans en menacer l'unité, une des critiques qui avait été formulée de la première recension pourrait être répétée au sujet de ce deuxième volume: alors qu'il offre une vue diversifiée de la production romanesque actuelle du Québec, aussi bien en ce qui concerne les thèmes qu'en ce qui concerne les auteurs établis et nouveaux, il ne laisse quasiment pas apparaître les relations qu'entretient la littérature québécoise avec les autres littératures francophones d'Amérique du Nord (Acadie, Ontario) d'une part, et avec la littérature française et, plus largement, francophone d'autre part. Nous ne partageons toutefois pas la critique comme quoi il en résulte l'image d'une littérature québécoise renfermée sur elle-même, car la mise en relation avec d'autres traditions littéraires, bien qu'importante, n'est pas le but principal de ce volume. Au contraire, les regards croisés de spécialistes

québécois et européens montrent, à travers les analyses d'ouvrages individuels, le dynamisme, la variété et la recherche incessante d'un système littéraire mêlant tradition et renouveau.

Alex Demeulenaere

France Daigle, *Sans jamais parler du vent. Roman de crainte et d'espoir que la mort arrive à temps*, édition critique établie par Monika Bohringer, coll. Bibliothèque acadienne, Moncton (N.-B.) : Institut d'études acadiennes, 2012 (259 pp.; ISBN 978-0-9810041-8-1; CAD 17,95)

En 2012 paraissait un dictionnaire des œuvres littéraires de l'Acadie des Maritimes du vingtième siècle sous la direction de Janine Gallant et Maurice Raymond aux éditions Prise de Parole à Sudbury en Ontario (Canada). En 2012, l'Institut d'études acadiennes de l'Université de Moncton lançait une nouvelle collection, la 'Bibliothèque acadienne' du Groupe de recherche en édition critique chargé de réunir les textes fondamentaux de la littérature acadienne. La littérature acadienne se porte bien, pourrait-on dire. Elle se donne les instruments lui permettant d'une part de connaître une plus grande visibilité dans le champ des littératures francophones, d'autre part de se démarquer de la littérature québécoise dont elle était le parent pauvre et enfin de procéder à sa propre institutionnalisation. La littérature acadienne se veut aussi décidément moderne, dans l'avertissement du dictionnaire, il était signalé que si les œuvres dataient toutes du vingtième siècle, la majorité d'entre elles avait été écrite après 1958, et la Bibliothèque acadienne fait débiter sa toute nouvelle collection avec un roman de France Daigle, auteure reconnue en Amérique du Nord et en Europe, comme le démontrent les nombreux prix littéraires nationaux et internationaux qu'elle a reçus – le dernier en date étant le prix littéraire du Gouverneur Général du Canada de 2012

pour son roman *Pour sûr* (2011) – mais France Daigle est une écrivaine dont l'œuvre aux exigences formelles et aux caractéristiques expérimentales très poussées, reste parfois difficile d'accès. Le choix de consacrer le tout premier ouvrage de cette collection à cette écrivaine me semble particulièrement original dans le contexte de la littérature acadienne, il y a là la volonté manifeste de sortir des sentiers battus dans lesquels certains aimeraient que la littérature acadienne se confine, ne voulant voir en celle-ci qu'une littérature régionaliste, voire folklorique, qui viendrait certes enrichir le champ des littératures francophones, mais qu'il serait difficile de prendre vraiment au sérieux.

Le Groupe de recherche en édition critique de l'Université de Moncton reconnaît donc l'importance à accorder à l'œuvre de France Daigle – celle-ci compte à ce jour douze romans, une série de poèmes parus dans la revue de création littéraire acadienne, *Éloizes*, auxquels viennent s'ajouter de nombreux inédits – puisqu'il donne dans la toute nouvelle collection la priorité au premier roman, roman épuisé depuis longtemps. Cette publication offre donc au lecteur la possibilité de redécouvrir le roman de l'écrivaine France Daigle, *Sans jamais parler du vent. Roman de crainte et d'espoir que la mort arrive à temps*, roman ne pouvant être réédité, puisque la maison d'édition, les éditions d'Acadie, dans laquelle il avait été publié en 1983, a disparu depuis.

Cette édition critique a été établie par Monika Bohringer, professeur à l'Université Mount Allison à Sackville au Nouveau-Brunswick, qui s'était déjà penchée sur la genèse de ce roman dans un précédent article, « Écrire ses racines. L'avant-texte de *Sans jamais parler du vent* de France Daigle : fragments d'histoire et questions d'identité », paru dans le volume dirigé par Carlo Lavoie, *Lire du fragment : analyses et procédés littéraires*, aux éditions Nota bene en 2008.

L'ouvrage a été conçu en quatre parties, la première partie, partie principale, étant

réservée à la publication du roman, la deuxième aux variantes avec les différents états du texte, la troisième partie donne quelques fragments textuels de l'avant-texte en exemple, avec cinq annexes afin de mieux faire comprendre la recherche et la démarche de l'écrivaine, et enfin la dernière partie est consacrée à un texte de France Daigle illustrant les différentes étapes de son écriture, « En me rapprochant sans cesse du texte ». L'ouvrage se clôt sur une bibliographie très complète et s'ouvre sur une introduction rédigée par Monika Boehringer dont il me revient de dire que je la trouve des plus intéressantes. En effet, dans cette introduction, l'auteure revient sur le contexte socioculturel de l'Acadie moderne, c'est-à-dire sur les années 1960–1980 et insiste particulièrement sur le rôle joué par Louis J. Robichaud élu premier ministre du Nouveau-Brunswick en 1960. C'est au cours de la décennie pendant laquelle celui-ci présidera à la destinée de la province des Maritimes que des changements très importants interviendront modifiant considérablement le visage de cette dernière : l'Université de Moncton, université francophone, est créée et le Nouveau-Brunswick devient la seule province canadienne bilingue. L'Acadie sort définitivement de son passé de province coincée entre le clocher et ses complexes d'infériorité pour participer au monde moderne en passant par la revendication de ses droits et la contestation de son statut. C'est dans un climat d'effervescence sociale et culturelle que de jeunes poètes acadiens prennent la parole dans les années 70 du siècle dernier : Raymond Guy LeBlanc, Guy Arsenault, Herménégilde Chiasson entre autres veulent que la littérature acadienne naisse à la modernité. Ce sont des années fertiles en production artistique, en création, des maisons d'édition, les éditions d'Acadie et la fondation des éditions Perce-Neige voient le jour, une revue de création littéraire aussi, *Éloizes*. Monika Boehringer justifie la présentation de ce contexte par le fait que ces années ont été les années formatrices de la jeune France Daigle qui a donc été confron-

tée très jeune à une conception moderne de l'identité acadienne.

France Daigle publiera ses premiers poèmes dans ce contexte de créativité foisonnante. D'autres voix féminines se feront alors entendre, telles Dyane Léger avec son livre *Graines de fée* publié en 1980, ou encore Rose Després avec *Fièvre de nos mains* en 1982 et Hélène Harbec qui publie dès 1981 quelques textes courts dans *Éloizes*. Enfin en 1983 paraît aux éditions d'Acadie le roman de France Daigle, *Sans jamais parler du vent. Roman de crainte et d'espoir que la mort arrive à temps*, un roman qui rompt de manière définitive avec la tradition et de l'écriture romanesque et du topos Acadie. En effet, le texte s'articule autour du vide de la page blanche, puisque le blanc ou le vide domine, les lignes du texte étant réservées au bas de page, la phrase est tronquée, les personnages et les lieux anonymes. C'est cette écriture dépouillée à l'extrême qui amène Monika Boehringer à s'interroger sur les relations texte et vie chez France Daigle et à retracer les grandes lignes de la vie de l'auteure : sa naissance dans une grande famille de huit enfants, un père journaliste à *L'Évangéline*, l'unique journal de langue française à Moncton, un contexte familial cultivé fier de ses racines françaises et acadiennes. Le parcours universitaire de France Daigle est un parcours en zigzags, la menant de Moncton à Toronto, puis à Aix-en-Provence, où elle fait des études de littérature et de cinéma ; les voyages constituent aussi une part importante de sa formation. Mais le désir d'écrire reste une constante, en 1980 séjournant à Montréal, elle sent une « voix monter en elle » qu'elle suivra et elle commencera l'écriture de son premier texte en 1981 à Paris. De retour à Moncton, où elle travaille désormais comme journaliste à Radio-Canada, elle écrit et publie ses trois premiers livres entre 1983 et 1985 qui seront suivis de deux autres ouvrages publiés en 1985 et 1991. France Daigle met en place les caractéristiques de son écriture qui sont pour Boehringer, l'hétérogène, l'hybride et le fragmentaire avec une forte structure

sous-jacente. Les romans qui suivront, *La vraie vie* (1993), *1953. Chronique d'une naissance annoncée* (1995) annoncent une rupture avec la page blanche ou le vide et introduisent d'autres contraintes textuelles. Le roman *Pas pire* (1998) est le premier d'une nouvelle trilogie avec *Un fin passage* (2001) et *Petites Difficultés d'existence* (2002) qui mettent en scène des personnages et des thèmes récurrents comme le rapport à la langue vernaculaire de la province du Nouveau-Brunswick, le chiac. Avec son dernier roman *Pour sûr* (2011), France Daigle revient aux fragments au nombre de 1728 qu'elle fait s'entrechoquer.

Mais, pour Monika Boehringer, la genèse de l'écriture daigienne se trouve déjà dans l'avant-texte de *Sans jamais parler du vent* et c'est la partie consacrée aux différentes versions du texte sept en tout conservées au Fonds France-Daigle à la Bibliothèque et Archives du Canada à Ottawa qui fait l'intérêt particulier de cette publication. En effet, Monika Boehringer analyse ici minutieusement les différentes versions et démontre le cheminement de ce qui devait être au départ un roman de facture traditionnelle avec une intrigue et des personnages et qui aboutira au texte final avec ses blancs, son écriture dépouillée, ses personnages anonymes et des thèmes qui deviendront les thèmes récurrents des romans de France Daigle par la suite, comme l'amour, la maladie, la mort, le hasard et enfin et surtout l'autoréflexivité. Il s'agit d'une excellente introduction au premier roman de France Daigle et de manière générale à l'écriture de l'auteure, ce qui sera démontré dans la troisième partie avec les annexes qui proposent une illustration du travail de l'écrivaine à partir de fragments clés selon Monika Boehringer. Il aurait été cependant intéressant d'avoir plus d'informations sur les raisons qui ont été à l'œuvre pour motiver le choix des extraits. Si la deuxième partie intitulée 'Variantes' donne des renseignements importants sur les différents états du texte, je doute que les variantes proposées soient de grand intérêt puisqu'elles se réfèrent uniquement aux sixième et sep-

tième versions. Cette partie aurait très bien pu être intégrée dans la partie consacrée aux annexes. En dernier lieu, la contribution de France Daigle dans la quatrième partie intitulée 'Appendice' avec la publication de « En me rapprochant sans cesse du texte » dans laquelle elle revient sur l'écriture de ses trois premiers livres, me semble être la parfaite illustration de la recherche de l'auteure au niveau formel déjà à l'œuvre dans l'avant-texte de son premier roman.

Bref, cette publication est une contribution des plus importantes pour la littérature acadienne, puisqu'elle donne au lecteur la possibilité de [re]découvrir le premier roman de France Daigle et de se faire le témoin de la difficile et ardue naissance à l'écriture d'une auteure.

Danielle Dumontet

Régine Robin, *Nous autres, les autres: difficile pluralisme*, Montréal: Les éditions du Boréal, 2011 (347 pp.; ISBN 978-2-7646-2130-1; EUR 21/CAD27,95)

« Difficile Québec! » Nous pourrions presque parler d'une formule incantatoire scandant les premières pages de l'essai au titre programmatique écrit en lettres blanches sur une page bleue : *Nous autres, les autres*.

Régine Robin après avoir arpenté d'autres disciplines et d'autres espaces, revient au Québec, invitée à publier cet essai par Robert Lévesque dans une nouvelle collection aux éditions du Boréal, à l'appellation emblématique 'Liberté grande', expression empruntée à Julien Gracq, comme il est précisé sur le site des éditions. Il est par ailleurs intéressant de lire toujours sur le site que, si le but de cette collection est de publier des essais « d'ordre sociologique, historique, politique, ludique, libertaire, mélancolique ou poétique », ceux-ci se doivent d'être des « textes exploratoires, tous inédits, et avant tout des écrits personnels, évidemment libres, assurément littéraires ». Le principe d'une grande liberté semble être à l'œuvre dans la conception de

la collection qui aimerait peut-être voir se renouveler le genre de l'essai et il est donc tout à fait naturel que le directeur ait fait appel entre autres à deux auteurs œuvrant entre les frontières, entre toutes les frontières qu'elles soient concrètes ou génériques, Régine Robin, historienne, sociologue, écrivaine et essayiste, et Wajdi Mouawad, dramaturge, metteur en scène et romancier, pour inaugurer cette nouvelle collection, deux auteurs qui furent un temps classés dans la catégorie des 'écritures migrantes'.

Et nous pouvons avancer que l'œuvre protéiforme de Régine Robin avec ses thèmes récurrents comme l'Histoire, la mémoire, l'identité, ainsi que la volonté de l'auteure de se servir de toutes les formes afin de produire un nouveau discours traversant toutes les disciplines et tous les genres sont la preuve de la grande liberté qui travaille ses textes. À lire ses œuvres, nous avons appris à déambuler, à flâner avec elle dans les villes, dans les mégapoles, avec des approches différentes, tels la sociologie, l'historiographie, l'art, la littérature ou le film à la recherche d'une autre esthétique permettant de mieux formuler ses interrogations. Alors pourquoi revient-elle au Québec, est-on en droit de se demander, après avoir déambulé dans les mégapoles ? C'est ce à quoi Régine Robin essaie de répondre dans l'introduction intitulée 'Une dissonance inquiète', dans laquelle l'auteure précise qu'elle n'a pas l'intention d'écrire un texte à caractère autobiographique, mais qu'elle va s'inspirer d'un ouvrage de Pierre Bourdieu, *Esquisse pour une auto-analyse* (2004), où il utilise les méthodes qui ont balisé son œuvre de sociologue, sur un autre objet, à savoir sur lui-même, afin de mieux appréhender les faits, rencontres, hasards, qui ont déterminé son parcours d'intellectuel. Il s'agit donc pour Régine Robin de déceler « l'écheveau de causalités diverses » qui l'ont empêchée de se sentir pleinement « chez elle » au Québec. L'auteure va dans un va-et-vient complexe entre faits biographiques et interrogations qui ont jalonné son œuvre, essayer de

trouver des éléments de réponse qui expliqueraient pourquoi son intégration n'a pas fonctionné. Elle vit pourtant depuis presque trente-cinq ans au Québec, elle y a fait une carrière remarquable, ayant été professeur dans l'une des plus prestigieuses de ses universités, elle y a connu aussi la reconnaissance institutionnelle, ayant reçu le Prix du Gouverneur général au Canada en 1987 pour son essai, *Le Réalisme socialiste: une esthétique impossible*, le Prix Jacques Rousseau de l'Association canadienne-française pour l'avancement des sciences pour l'ensemble de son œuvre, le Prix Spirale pour *Le Golem de l'écriture* en 1999 et le grand prix du livre de Montréal, pour *Berlin Chantiers* en 2001. Cependant, si l'auteure considère que son intégration n'a pas pleinement fonctionné, elle pense qu'il est de son devoir d'intellectuelle, de sociologue et d'historienne de revenir sur les raisons de cet échec. Parmi les déterminations lourdes qui ont rendu son intégration difficile, Régine Robin considère que la première peut s'expliquer par son arrivée tardive à l'âge de trente-cinq ans, bardée en plus des diplômes français les plus prestigieux. La deuxième détermination vient sans doute du fait qu'elle n'est jamais vraiment partie, ce qu'elle explique en donnant l'exemple de sa famille qui n'avait pas d'autre choix que de fuir la Pologne des pogroms, de s'exiler et de s'intégrer le mieux possible dans la France où elle avait pris racine, alors que l'auteure par contre pouvait certes recommencer sa vie au Canada, devenir canadienne, mais elle n'avait pas à couper les ponts avec sa première identité ou du moins avec sa première vie. Et enfin l'auteure voit une autre détermination lourde dans sa judéité, une judéité laïque pourrait-on dire, qui rend l'intégration au Québec encore plus difficile. Ces déterminations expliquent peut-être pourquoi elle se voit en permanence renvoyée aux problèmes qu'ont les Québécois avec tout immigrant qui refuse de s'identifier à leur projet politique nationaliste, et avant tout à leur passé. « Difficile Québec » ! s'exclame l'auteure qui aime Montréal, qui aime par-

tager la vie quotidienne des Québécois, mais qui se voit trop souvent confrontée à un Québec anxieux, pris dans les rets d'un nationalisme à vocation identitaire, et toujours prêt à se retrancher derrière un passé porté en bandoulière ; un Québec qui a besoin des autres, mais qui refuse les multiples appartenances, « les identités fragiles, polyvalentes, jamais totalement fixées », et qui tient à l'écart les autres. Qui fait donc partie de ce « Nous » ? Qui pourra dire « Nous » ? Tel est l'enjeu du débat que Régine Robin aimerait déclencher avec cet essai en soulevant quelques tabous toujours à l'œuvre dans le discours social québécois, un débat qui devrait pouvoir se développer au-delà du discours victimaire ou du paradigme identitaire. L'auteure qui, grâce à sa position privilégiée d'être à la fois *dedans et dehors*, est à la recherche d'un « Nous » véritablement habitable, qui, si elle l'a rencontré à certains moments, a été le plus souvent balayé par des querelles linguistiques et identitaires entre la majorité francophone et la minorité anglophone, qui n'en finissent pas d'être convoquées pour toujours de bonnes raisons. Cette introduction très riche reprend nombre de questionnements de l'auteure rencontrés et travaillés dans ses autres œuvres, mais qu'elle applique cette fois à un autre objet, elle-même dans l'espace québécois.

Dans la première partie intitulée « La ronde des Nous », Régine Robin interroge certains faits ou événements de ces dernières années qui, à son avis, sont des manifestations d'une logique imparable dans la société québécoise, pour laquelle toute personne qui ne vote pas indépendantiste, est irrecevable. L'auteure accorde une large place à la commission Bouchard-Taylor, aux dérives suscitées par les débats ou ayant eu lieu dans ces mêmes débats et enfin à la réception du rapport des deux auteurs. Alors que les commissaires parlent de réflexes de minoritaires de la part de la majorité, en l'occurrence de la part des Québécois, et recommandent la mise en place d'instruments permettant de faciliter la gestion de la pluralité de la société québécoise, la classe

intellectuelle québécoise réagit « presque unanimement contre les constats, les analyses et les directives de la commission ». Cet examen critique de certaines dérives nationalistes et identitaires de ces dernières années amène l'auteure à se pencher sur le passé québécois, à interroger le « Nous » qui était alors proposé.

Ce sera l'objet de la deuxième partie intitulée « Usages et mésusages du passé », dans laquelle Régine Robin va rappeler les dérives fascisantes du nationalisme canadien français, à partir d'événements des années 1990, tous emblématiques des fantômes des années 1930 et 1940. Pour ce faire, elle va s'appuyer sur les questions de la gestion de la mémoire déjà abordées dans son œuvre *La mémoire saturée* (2003). Régine Robin reprend aussi les instruments utilisés dans cet ouvrage pour analyser le système des commémorations en général et la saga victimaire des célébrations du passé au Québec en particulier. Régine Robin allergique à toute forme de discours nationaliste de quelle obédience qu'il soit, invite les Québécois à suivre un Gérard Bouchard, lorsqu'il propose de détruire « les fausses identités » ou bien un Jocelyn Létourneau, lorsqu'il propose de détruire « les fausses consciences accumulées » et d'abandonner les vieux récits victimaires pour mieux passer à l'avenir et écrire de nouveaux récits prenant acte de la pluralisation des cultures.

La dernière partie intitulée « Je suis devenue d'ici » répond à l'introduction en mettant en scène quelques moments forts dans la vie de l'auteure qui ont jalonné sa vie montréalaise : sa rencontre avec les intellectuels de la revue *Vice Versa* et son projet transculturel, sa participation active aux questions qui les préoccupent alors, le métissage, le passage entre les cultures, la métamorphose. Il s'agit d'une période fort riche, bouillonnante, et même si la revue cessera sa publication en 1996, Régine Robin parle d'un échec productif, car elle est d'avis que la revue a su constituer un véritable cheval de Troie dans l'institution littéraire et son récit national, ce que son

roman, *La Québécoise*, paru en 1983 confirmera avec toutes les discussions générées autour des 'écritures migrantes'. L'auteure termine son essai sur une réflexion autour des nouvelles écritures, ces écritures hybrides qu'elle voit en dehors de toutes catégories, c'est dans ce sens qu'elle salue la publication du manifeste, *Pour une littérature-monde*, ainsi que les revendications de ses auteurs d'être lus en dehors de toute appartenance. Nous pourrions rappeler toutefois à l'auteur que toute œuvre dès qu'elle est publiée dans une maison d'édition, où que celle-ci ait son siège, est assignée à faire partie d'une institution littéraire. La toute dernière partie célèbre la ville de Montréal à laquelle l'auteure aimerait dédier un nouveau roman mettant en scène le dépanneur du quartier, lieu de toutes les rencontres. C'est d'ailleurs grâce à la ville de Montréal que l'auteure peut déclarer avec d'autres immigrants : « Nous sommes devenus d'ici ».

Que cet essai ait suscité une réception critique chez les Québécois qui ont réagi parfois avec allergie au miroir qui leur était tendu, est presque compréhensible, car le lecteur quitte le livre avec l'impression tenace que le discours social québécois est un discours essentiellement nationaliste, assorti d'un discours victimaire. Oui, bien sûr, c'est en partie vrai, mais l'impression qui ressort surtout des première et deuxième parties, c'est qu'au Québec, il n'y a pas de débats d'idées, mais des luttes entre des personnes, ce qui s'explique vraisemblablement par l'exiguïté du territoire et le fait que tout intellectuel québécois est aussi acteur dans le système institutionnel, d'où l'impression qu'a le lecteur de l'extérieur d'avoir affaire à des manifestations au caractère événementiel, voire anecdotique.

En résumé, nous pouvons dire que l'essai est parfaitement réussi, là où l'auteure a recours à sa démarche originale, créant un dialogue entre certains éléments biographiques et les interrogations de ses recherches scientifiques.

Danielle Dumontet

Andrea Oberhuber, *Corps de papier. Résonances. Avec des accompagnements de Catherine Mavrikakis, Nicole Brossard et Verena Stefan*, 8 Ill., Québec: Éditions Nota bene, 2012 (236 pp.; ISBN: 978-2-89518-442-3; CAD 21,95)

Andrea Oberhuber a réuni sous le titre *Corps de papier. Résonances* à la fois des essais critiques et réjouissamment doctes, des « adresses » littéraires en forme de journal intime, de lettre et de livre d'heures et des textes de Catherine Mavrikakis, Nicole Brossard et Verena Stefan, le tout augmenté de huit illustrations issues de son propre atelier de fabrication pour célébrer le dialogue entre les arts. Le livre, qui est donc de facture inhabituelle et radicalement réfractaire aux limites orthodoxes du genre essayiste, se propose d'approfondir la question de l'écriture du corps. Il s'agit de démontrer dans quelle mesure le corps est « d'emblée une surface d'inscription, un texte » (14), et par quels moyens ou stratégies scripturaires Claire de Duras, Claude Cahun, Leonora Carrington, Unica Zürn et Élise Turcotte remettent en question « la normalité d'une féminité conventionnelle » (14) – chacune en réaction à son époque et en s'inspirant de différentes esthétiques. Ce faisant, elles contribuent à remodeler les conceptions génériques d'ordre sexuel et littéraire.

Le texte admirablement dialogique de Catherine Mavrikakis placé au début du volume (« Pour une théâtralité du livre », 23–28) se fait Cassandre et oriente, peut-être par trop, nous semble-t-il, une lecture qui n'a pas encore eu lieu. Mais dans le même temps, il nous déleste d'un travail de routine universitaire, à savoir d'attester ou de refuser au livre les qualités nécessaires pour qu'il soit résolument de notre époque, c'est-à-dire du côté de l'« hybride », de l'« hétéroclite », du « mélange », de l'« enchevêtrement », de la « différence », du « décousu », de la « dérive » ou encore de l'« impropre », autant de qualificatifs dont l'emploi inflationniste met en jeu leur force affirmative. Nous préférons la notion de

« théâtralité » ou de « représentation théâtrale » (28), voire l'image de « théâtre des idées » (27), et c'est bien de sa théâtralité savamment orchestrée qu'il faut parler si l'on tient à rendre justice à l'excellence pédagogique de *Corps de papier*. Elle résulte notamment de la tension dramatique entre le discours critique, d'une part, et l'ébullition fictive, de l'autre, entre le savoir et l'empathie, entre ce qui se veut, de fait, acquis et l'approximation tâtonnante de quelque vérité à jamais inaccessible ou, pourquoi pas, inexistante.

Ceci vaut surtout pour la première partie (« Différences sociales et enjeux du *gender* chez Claire de Duras », 31–57) consacrée à l'œuvre durassienne successivement rééditée au cours de la décennie passée. Au même endroit, Andrea Oberhuber y ouvre grand un *vasistas* (« Was ist das ? »/« Qu'est-ce que c'est ? »), sinon une porte, nous invitant à découvrir l'éminence littéraire et contestataire d'un « romantisme au féminin » (31) dont les noms furent voués à l'oubli : Louise Ackermann, Marie d'Agoult, Louise Colet, Sophie Gay, Delphine de Girardin, Barbara de Krüderer, Marie Nizet. (32–33) « *Ourika* et *Édouard* mettent en évidence », nous dit-elle, « l'enracinement de l'auteure [Claire de Duras] dans l'idéologie des Lumières, d'une part, et les traits qui concourent à former l'état d'âme romantique, d'autre part ». (33) Elle élucide cette particularité à partir du constant mariage, chez Claire de Duras, des idéaux égalitaires éclairés avec « l'impuissance du sujet, confronté à la barrière sociale, qui prend des formes différentes » (45), à partir de l'excentricité du sujet, sa marginalité et enfin sa résignation autodestructrice. L'analyse subtile et rigoureuse des œuvres, et plus spécialement de la mise en scène du corps frappé de préjugés raciaux, sexuels et sociaux, prend une dimension encore plus complexe aux côtés des fragments d'un « Journal de Claire de Duras » (61–70). Dans le journal fictif, Andrea Oberhuber se met à la place d'une Claire de Duras vieillissante, épuisée et chagrinée, et crée, entre les personnages des textes durassiens et la voix

inventée de leur créatrice, une marge réflexive. En toute brièveté mais de manière fort pertinente, quelques questions s'y articulent et des hypothèses s'y déploient. Toutes ces questions, ces hypothèses, ainsi que leurs illustrations, renvoient au débat rebattu concernant la création féminine et condensent les blessures d'une vie de femme et d'auteure de l'époque : « Pourquoi vouloir réduire les œuvres d'une femme à de simples réminiscences et à des souvenirs autobiographiques ? », se demande la voix fictive de Claire de Duras (63). Elles mettent en évidence, par ailleurs, le potentiel littéraire et réflexif du genre intime, en plus d'ouvrir des pistes et des postures de lecture possibles qui transcendent l'habituel discours académique. Comme Andrea Oberhuber le suggère elle-même, elles renouent également avec « la pratique d'une théorie-fiction chère à l'écriture au féminin ». (16–17)

La deuxième partie s'ouvre sur une sorte de constellation familiale rassemblant trois des créatrices surréalistes les plus illustres : Claude Cahun, Leonora Carrington et Unica Zürn qui, on le sait, poussent à l'extrême la mise en scène du corps féminin. Elles le déforment et le transforment, le mettent à mort pour le ressusciter et sondent, sans compromis aucun, la portée et la résistance du fantasme de l'auto-engendrement. Dans un deuxième essai intitulé « Sujets à la dérive : écriture du moi et corporéité chez Claude Cahun, Leonora Carrington et Unica Zürn » (81–110), l'auteure de *Corps de papier* expose ce qui motive les créatrices à la fictionalisation de soi « entre la traditionnelle quête identitaire propre à toute écriture auto(bio)graphique et la tentative d'affronter ses fantômes – passés ou présents –, afin de mieux pouvoir imaginer l'à venir. » (81) Elle y démontre comment ces « femmes surréalistes » mettent le vécu à l'épreuve de la fiction, effacent les frontières entre le moi et son masque et font de l'auto(bio)graphie une scène de théâtre, un terrain d'expérimentation où la souffrance épouse le plaisir et le vécu se présente en collage, montage, bricolage, en démesure

et en excès de soi-même. « Le corps », nous rappelle Andrea Oberhuber, « est ici le berceau et le tombeau de la subjectivité la plus insolite [...] Le corps des narratrices s'apparente à une surface sur laquelle s'inscrivent les manifestations physiques du plaisir de se concevoir dans des identités toujours changeantes et celles de la souffrance, du moins ponctuelle, liée à la métamorphose que vivent le corps et l'esprit. » (100–101) Respectivement adressées à Claude Cahun, Leonora Carrington et Unica Zürn, trois lettres signées par Andrea Oberhuber suivent l'analyse de la pratique autobiographique des trois créatrices surréalistes. Elles associent, de manière tout à fait originale, le portrait biographique (des trois créatrices) à l'autportrait de l'épistolière en universitaire. Si, dans cette deuxième partie, la lettre remplace le journal intime, la démarche, pourtant, semble rejoindre l'idée inaugurée par les fragments du journal de Claire de Duras, à savoir élargir l'essai et la lecture critique de l'œuvre à une dimension autre, autobiographique (fictive) pour ce qui est de Claire de Duras et biographique pour ce qui est de Claude Cahun, Leonora Carrington et Unica Zürn. Résumant le parcours des créatrices à qui elles s'adressent, décrivant leurs œuvres, l'auteur des lettres dit « je ». C'est la voix de l'universitaire, géographiquement située et prise dans un réseau professionnel et amical. Elle dévoile son point de vue, nous fait part de ses émerveillements et de ses hésitations. Une voix qui s'écrit et qui nous fait confiance, et qui peut-être s'invente elle-même aussi ?

Le « Livre d'heures d'Andrina » qui, dans la troisième partie de *Corps de papier*, complète l'essai « L'intimité sauvée des eaux dans *La maison étrangère* d'Élise Turcotte » (161–189), pousse plus loin encore l'aventure autobiographique de l'universitaire. L'histoire d'Élisabeth de *La maison étrangère* raconte la perte du sujet féminin dans un environnement extérieur hostile, une accumulation de non-lieux face auxquels seul la maison assure « l'équilibre frêle » (162) de la protagoniste. Le corps même, nous avertit Andrea Oberhuber,

peut y devenir un non-lieu, et faute de repères dans le présent, la narratrice s'ancre dans le passé en travaillant sur « la représentation du corps dans la littérature médiévale ». (165) L'effacement du présent par le passé va jusqu'à lui inspirer « ses propres gestes amoureux lui permettant de lier, à travers la jouissance, la mémoire d'un amour idéalisé à celle du corps jouissant ». (171) Le corps réel est estompé, chez Élisabeth, par l'image du corps mystique jusqu'à ce qu'elle apprenne, de la bouche de son père, une leçon de vie « essentielle et positive », à savoir que « ce n'est pas banal du tout de vouloir être touché par quelqu'un. Au contraire. C'est vivre. » (184) À l'instar du « *Livre d'heures d'Élisabeth* » où la protagoniste de *La maison étrangère* se fait copiste-diariste, dialoguant avec Jim, celui qui a déserté sa vie, et Hildegarde de Bingen, Andrea Oberhuber prolonge sa lecture essayiste de *La maison étrangère* d'un livre d'heures personnalisé. Elle semble y entamer un dialogue avec *La maison étrangère*, l'histoire du roman lui servant de catalyseur de quelques fragments de sa propre vie. Dans le « Livre d'heures d'Andrina », elle s'interroge sur son travail d'universitaire et d'enseignante, nous parle de son « exil » au Québec et de son destin qui consisterait à vivre ailleurs (ailleurs qu'en Autriche, son pays d'origine). En quelques mots, elle esquisse également le tendre portrait de son fils : « La vie lui appartient, l'attente est pour les autres, les adultes. » (202) La recherche du corps – au miroir du personnage d'Élisabeth – y est omniprésente. Cependant, creuser davantage ce jeu de miroir serait indiscret. Contentons-nous d'invoquer ce que nous lisons sur la quatrième de couverture : « Écrire est une atteinte à la 'peausotité' des frontières entre ce que je juge dicible et ce qui me paraît indécent compte tenu de l'idée que je me fais de moi. C'est une affaire de mots qui implique pleinement mon être-dans-le-corps, lieu de résistance au laisser-aller. Dire je ne va pas de soi. »

Les huit illustrations de ce *theatrum mulierum et corporum* – car il s'agit bien, dans ce livre, de théâtre et de théâtralité, de

déguisements et de masques, de jeux et de drames – dialoguent, tantôt de façon lisible, tantôt de façon suggestive, avec les textes qui les entourent. Des plans rapprochés d'yeux, en couleur et amplifiés d'extraits de *Das Weisse mit dem roten Punkt* de Unica Zürn, ouvrent (9) et ferment (227) l'ouvrage. On trouve aussi des photomontages et collages qui font toute leur place au fils de l'auteure, puisque ses aquarelles et ses pastels gras s'allient à des photographies anciennes, probablement des photos de famille (59, 77). A la page 191, un collage de photographies découpées où l'on reconnaît l'auteure, plus tôt, à la page 113, un photomontage en clin d'œil au travail de Claude Cahun qui met en scène la mère et le fils. Comment lire ces illustrations ? Comment s'orienter dans cette toile de renvois et de références ? Certains éléments retiennent notre attention plus que d'autres : l'image d'un héron cendré (dans un ensemble montrant deux femmes, un fragment de maison et une fenêtre ouverte, entre autres) qui pourrait évoquer le phénix et le thème de l'auto-engendrement, le cycle du temps, la mort en même temps que l'immortalité (59) ; ailleurs, une tortue à la queue de serpent, la porteuse et la séductrice, inséparables, soudées l'une à l'autre, prises dans la toile d'Arachné (207). Ni les illustrations, ni les textes magnifiques et profondément touchants de Nicole Brossard et de Verena Stefan ne sont de simples ajouts décoratifs : ils ajoutent au *corpus* d'autres strates de réflexion sur le corps.

Dans *Corps de papier*, les entrées et les sorties de scènes se suivent à une telle vitesse que nous nous surprenons, comme Catherine Mavrikakis, « à loucher, à voir double ou encore à être aveuglée ». (25) Le quinzième indice sur le corps de Jean-Luc Nancy, mis en exergue, prend toutes ses *résonances* : « Le corps est une enveloppe : il sert donc à contenir ce qu'il faut ensuite développer. Le développement est interminable. Le corps fini contient l'infini, qui n'est ni âme, ni esprit, mais bien le développement du corps. » (7) Ce livre pourrait lui aussi être comparé à une enveloppe. Tout y

est aspiré et s'y concentre, et en même temps se dissémine. L'idée du dialogue qui lui est inhérente exige, en tout cas, une lecture attentive et engagée, interminable, peut-être.

Doris G. Eibl²

Henri Dorion et Pierre Lahoud, *Québec. Une capitale vue du ciel*. Montréal, Éditions de L'Homme, 2009 (200 pp.; ISBN 13 : 978-2-7619-2337-8; CAD 49,95)

Les lecteurs français connaissent bien les livres de Yann Arthus-Bertrand qui avait survolé la France et la toute planète pour montrer dans ses livres le monde « vu du ciel » ; or, les Québécois ont aussi leur propre équipe pour décrire en images aériennes les grands espaces et les principales villes du Québec : le géographe Henri Dorion (longtemps rattaché à l'Université Laval) et le photographe Pierre Lahoud, qui ont publié ensemble plusieurs albums de photographies aériennes sur le Québec. L'un de leurs plus beaux ouvrages est ce *Québec. Une capitale vue du ciel*, qui se concentre uniquement sur la ville de Québec (et non sur l'ensemble de la province).

Les lieux décrits en mots et en images dans *Québec. Une capitale vue du ciel* sont magnifiques : le Cap-Diamant, les parcs urbains comme les Plaines d'Abraham, le Fleuve St-Laurent, le Vieux-Port, les rues du Vieux-Québec et ses monuments. Photographe d'expérience, Pierre Lahoud a su profiter des éclairages latéraux de l'aurore et du crépuscule pour donner des effets spectaculaires et saisissants sur l'architecture unique de la ville de Québec. Les auteurs ont également visité les environs de Québec, sa banlieue et sa campagne avoisinante : on reconnaît un quartier résidentiel cosu avec environ une piscine extérieure par maison (193), et ailleurs l'incroyable « Pain de sucre » géant devant la Chute Montmorency glacée (198). Mais

2 Erstveröffentlichung: <http://melusine.univ-paris3.fr/Lu2006/Eibl-Oberhuber.pdf>

loin d'être uniquement un recueil de belles images en couleurs, les textes d'Henri Dorion sont riches d'enseignements et d'observations justes: on y apprend que les roches de la région du Bouclier canadien sont parmi les plus vieilles de la planète (29) et que le Pont Pierre-Laporte est le plus long pont suspendu au Québec (101). Le style concis d'Henri Dorion est assez recherché avec ses allusions au « long fleuve tranquille » (42) et son goût pour la métonymie lorsqu'il écrit que « Québec est un palimpseste » (42).

Le livre *Québec. Une capitale vue du ciel* servira dans des cours en études canadiennes voulant montrer la spécificité du découpage urbain de la ville de Québec, la proximité des zones vertes avec la grande ville, la mise en valeur de son patrimoine, et la place des commémorations dans sa vieille partie. Mais on pourra aussi le lire (ou le survoler) pour le plaisir de l'émerveillement et de la découverte d'après un point de vue inhabituel.

Yves Laberge

[Collectif], *Québec*. Nouvelle édition mise à jour. Paris : Guides Gallimard, collection : « Encyclopédies du voyage », 2009 (408 pp.; ISBN 978-2-74-242538-9; EUR 28)

Loin de n'être qu'un simple guide touristique, ce « Guide Gallimard » aux couleurs éclatantes se veut également un guide culturel sur l'ensemble du territoire québécois : Montréal, Estrie, Laurentides, Trois-Rivières, Charlevoix, et bien entendu la ville de Québec, la Côte Nord et la Gaspésie. Le pari est pleinement réussi : dans la première moitié, une vingtaine d'experts (pour la plupart des universitaires québécois) présentent successivement la toponymie (les noms des lieux, 62), l'histoire, la culture, les monuments, l'architecture, la chanson, l'art de vivre, les régions, les liens avec la France, bref la spécificité de « la belle province » comparée au reste du Canada. On y trouve

même un petit « cours de sacres et jurons québécois » ! (61).

C'est seulement sur ces bases culturelles savamment décrites et typiquement québécoises que s'élaborent ensuite des itinéraires pour l'éventuel voyageur, sur les traces des explorateurs d'autrefois venus de la lointaine Europe. Ce sont donc les notions géographiques et historiques qui permettent de présenter des sites et des lieux de mémoire du Québec. Ainsi, on présente le béluga, cousin de la baleine, comme le « symbole écologique du fleuve » (295). Destiné prioritairement au lecteur français, le texte établit souvent des passerelles et des parallèles historiques : on signale par exemple que la Chapelle Sainte-Genève attenante à la fameuse Église Notre-Dame-des-Victoires de Québec fait directement référence à la patronne de Paris (255). Le lecteur québécois sera peut-être agacé par la liste trop courte des « spécialités québécoises » où l'on trouve en guise d'exemples des clichés un peu trop usés : la chemise à carreaux, la bière, le hockey et le sirop d'érable; mais de futures éditions pourront sans doute inclure d'autres éléments moins caricaturaux sur le savoir-faire québécois (100).

J'estime que ce « Guide Gallimard » sur le Québec est certainement le meilleur ouvrage du genre parmi ceux publiés en France : abondance de données, pertinence du propos, exactitude des faits et dates, clarté du texte, richesse de la documentation, joliesse des images choisies. Ainsi, la section de petites photographies juxtaposées comparant les maisons anciennes des Îles-de-la-Madeleine est absolument magnifique (315). Les dernières pages fournissent en outre quelques bonnes adresses de monuments, musées, restaurants, lieux d'hébergement. On notera que plusieurs éditions de ce guide existent, avec différentes couvertures pour les distinguer; celle de 2009 montre un paysage automnal au bord d'un lac. Autre avantage pour les canadianistes vivant en France : on trouvera facilement ce Guide Gallimard dans la plupart des librairies de l'Hexagone! Toute-

fois, la documentation contenue dans ce livre est si considérable que j'en recommanderais la lecture bien avant un éventuel départ pour le Québec; autrement, le lecteur risquerait de consacrer plusieurs heures de son séjour sur place uniquement à la lecture de ce guide étoffé!

Yves Laberge

Solange De Loisy et François Poche, *Québec, Une Dynamique Créative*. Paris, Éditions De La Martinière, 2009 (158 pp.; ISBN-13: 978-2732441580; EUR 25)

Cet album pourra servir à la fois d'initiation au Québec et presque de petit dictionnaire du Québec, à l'intention des lecteurs européens. Amoureuse de la langue française, Solange De Loisy fait partager ses découvertes du Québec en définissant des mots propres au Canada-français (comme « débarbouillette », « écrapoutir », « épluchette », « oubedon ») et en présentant dans l'ordre alphabétique quelques personnalités célèbres comme la chanteuse Lynda Lemay et le metteur en scène Robert Lepage. On présente certains cinéastes importants comme Denys Arcand et Michel Brault, et même le Cirque du Soleil. Loin d'être superficiel, le texte est précis et bien documenté: les écrivains retenus (comme le poète Émile Nelligan) ont droit à un extrait d'une de leurs œuvres ou parfois à un court entretien. Toutefois, je m'étonne de trouver reproduit le texte de la chanson « Quand les Hommes vivront d'amour » composée par Raymond Lévesque dans la notice consacrée au chanteur Félix Leclerc (99).

Reproduites en grand format, les photographies de François Poche sont originales et ne tombent pas dans les lieux communs; parmi les thèmes retenus, on a privilégié les grands espaces, la nature et la faune nordique qui fascinent tant les visiteurs européens. Quelques photographies sont prises du ciel. Étonnamment, les illustrations ne sont pas toujours reliées aux thèmes des textes; leurs légendes respectives sont

toutes regroupées à l'avant-dernière page. Les reproductions de toiles de grands maîtres québécois (comme Paul-Émile Borduas et Jean-Paul Riopelle) ont toutefois droit à une brève légende et à un commentaire (41).

La qualité des textes est impeccable; le travail d'édition et de mise en page de La Martinière sont particulièrement soignés. De plus, on sent chez Solange De Loisy un goût et une passion sincères pour le Québec. L'ouvrage ne prétend pas être exhaustif: si l'on trouve une notice pour la romancière Alice Parizeau, on mentionne à peine le nom de son mari, le politicien Jacques Parizeau, qui fut pourtant Premier Ministre du Québec de 1994 à 1996 (118). Mais en fait, on ne mentionne pas d'hommes politiques dans ce livre, et de ce fait les noms de Maurice Duplessis et de René Lévesque restent parmi les absents regrettables. En somme, *Québec, Une Dynamique Créative* est une manière agréable de donner à un lectorat large un aperçu de la culture québécoise, d'un pan de son identité collective, de sa population et de ses paysages.

Yves Laberge

Gilles Boutin, *Les aurores boréales Québec – Nunavik*. Québec, Les Éditions GID. 2009 (215 pp.; ISBN 978-2-89634-053-8; CAD 39.95)

Monsieur Gilles Boutin est photographe et vit près de la ville de Québec; il est fasciné par les aurores boréales: un phénomène nocturne observable dans les zones septentrionales, lorsque le ciel devient subitement chargé de couleurs verdâtres, « alors que le vent solaire entre en collision avec les molécules de l'air de l'atmosphère terrestre » (11). Pourtant, *Les aurores boréales Québec – Nunavik* n'est pas un livre scientifique ou un manuel d'astronomie, même si on peut y trouver quelques notions de base pour expliquer ces phénomènes (12–25). Et Gilles Boutin ne prétend nullement être un homme de science. Sous-titré « Récit d'un chasseur d'aurores boréales », son livre

magnifique décrit en une centaine de photographies les nombreuses aurores boréales qu'il a lui-même pu observer dans trois régions du Canada: d'abord au sud de Québec (particulièrement à Lévis, à Pindendre et à Saint-Michel-de-Bellechasse), ensuite dans le Grand Nord québécois (au Nunavik), puis au-delà, au Nunavut, dans le Grand Nord canadien, là où les nuits d'hiver durent plus de vingt heures (27).

Les images réunies dans ce livre sont époustouflantes de beauté. Imprévisibles, les aurores boréales ne durent pas longtemps et ne se produisent pas systématiquement à chaque nuit. Mais lorsque celles-ci apparaissent, le ciel nocturne est alors dessiné par des lignes vertes ou rougeâtres, un peu comme des nuages lumineux s'allongeant en filigrane; les motifs évanescents de ces halos se renouvellent presque à l'infini dans des tonalités inouïes. Contrairement à ce que l'on pourrait croire, ces images n'ont pas été truquées ou retouchées par le photographe: elles sont souvent magnifiques. Rédigé sous la forme d'un journal, le récit de Gilles Boutin devant ces scènes de nuit des plus insolites est parfois captivant, proche de la description d'une rencontre du troisième type. Avec émotion, l'auteur écrit: « Ce que je vois est irréel, de la fiction, l'horizon au nord, au zénith, et même derrière moi vers le sud, tout est écarlate » (48).

Sur le plan esthétique, l'une des parties les plus intéressantes de ce livre donne des exemples de « rephotographie » en montrant un même lieu photographié deux fois, mais à deux moments différents; la page de gauche montrant un paysage vu de jour, avec en opposition sur la page de droite le même endroit selon un cadrage similaire, mais capté durant la nuit au cours d'une aurore boréale (voir 198–199, 208–209, 212–213). En complément, Gilles Boutin fournit quelques conseils pratiques pour les photographes en herbe voulant capter des aurores boréales. Enfin, l'auteur donne aussi quelques références bibliographiques utiles (190). Le résultat est enthousiasmant car on réussit à partager la fascination de l'auteur

pour les aurores boréales, et *Les aurores boréales Québec – Nunavik* peut figurer parmi les plus beaux livres parus au Canada en 2009. A défaut de pouvoir observer par soi-même ces phénomènes uniques et propres au Canada (mais aussi à l'Alaska et à la Scandinavie), le lecteur européen pourra apprécier ce très beau livre des Éditions GID, qui peut en outre être commandé directement sur leur site Internet.

Yves Laberge

Ceri Morgan, *Mindscales of Montréal: Québec's urban novel, 1960–2005*, Cardiff: University of Wales Press, 2012 (221 pp.; ISBN 978-0-7083-2533-9; GBP 90)

Mindscales of Montréal is an academic ode to Montreal, a scholarly love-letter of sorts to the city. Ceri Morgan, lecturer at the School of Humanities at Keele University, UK, has published her first monograph *Mindscales of Montréal: Québec's urban novel, 1960–2005*, the result of a long-time academic engagement with the city including several periods of residence in Montreal as a visiting scholar. The book was largely written in Montreal in 2007 (139) when she was a visiting Eakin Fellow at McGill Institute for the Study of Canada. "This book is a kind of love story" (135) Morgan admits, and her love for the city permeates this interdisciplinary scholarly achievement. *Mindscales of Montréal* is a significant contribution to the literary geography of the city, with a depth of analysis of Montreal's social, political and literary history which belies the book's relatively compact size.

Morgan aims to analyze a particular set of mindscales of Montreal, defined by Poul Anderson as "geographies of the mind as used in fiction" (1), thus investigating the imaginary geographies of specific Montreal neighbourhoods, streets and microspaces (café, studio apartment, alley) of the francophone Montreal novel from 1960–2005. Morgan's selected corpus also engages with "edgelands", novels from the greater Mon-

treil region or suburbs. One of the substantial achievements of the book is the succinct, clear and well-informed political and social history of Montreal provided not only in the introduction but also interjected appropriately into each chapter, providing essential context for the novels. Morgan does an admirable job of summing up a complex political and social history in a readable style.

Morgan does not name the titles of her text corpus in her introduction, nor are they to be seen on the Table of Contents or given as subtitles within the chapters. Thus a student or researcher looking for an analysis of a specific text must search before discovering that Morgan singles out three novels for an in-depth analysis in each chapter, after providing a cursory overview of many others. This lack of clear signposting thus invites the reader to delve into the book as a whole, and thus to situate the analyses of particular novels in the socio-historical context of their generation and in specific locations (mindscapes) in the city. Morgan's book is a well-researched investigation of the development of the francophone Montreal novel, though she does also mention significant anglophone texts along the way and discusses the recent resurgence in anglophone Montreal fiction in the book's conclusion.

Mindscapes of Montréal proceeds chronologically and also spatially, chapter one considering 1960s novels in the east and downtown. Chapter two deals with novels of the 1970 October Crisis and the suburbs of Ville Jacques-Cartier and along Rivières-des-Prairies. Chapter three takes up lesbian, gay and countercultural fiction set in the Latin Quarter and red light district. Chapter four deals with "Generation X" novels which Morgan names "bof generation" novels (see below), also featuring the Latin Quarter, Mirabel airport and the centre-south. Multiculturalism is the focus of chapter five, centering on the diverse Mile End neighbourhood and Carré Saint-Louis. Chapter six deals with novels published since 1995 and the microspaces of the café, hotel, alley and apartment.

Chapter one focuses on the *texte national* of the 1960s, situating the novels in their historical and political context. Morgan provides a more detailed analysis of the spatial representations of Jacques Renaud's *Le Cassé* (1964), *Le Cabochon* by André Major (1964) and Alice Parizeau's *Rue Sherbrooke ouest* (1967), as well as giving brief attention to several other novels from the period. In this chapter, Morgan shows how these novels "figure a Montréal that is frequently diverse, and in which French and English often coincide, if not happily, then at least in a way that goes beyond the binary division featured in the more canonical works of the period" (30).

Chapter two "The City as a Site of Trauma" studies the novels which resulted from a turning point in Montreal's social and political history, the 1970 October Crisis. "This chapter is about a kind of forgetting [...] it looks at works of fiction that offer a rather curious memorialization of a particularly uncomfortable moment" (51). The chapter goes into a more detailed analysis of Jacques Ferron's *Les Confitures de coings* (1977), Pierre Turgeon's *Prochainement sur cet écran* (1973) and Gérard Étienne's *Un Ambassadeur macoute à Montréal* (1979). Morgan argues "that what is partly happening in the francophone October Crisis novel of the 1970s is an inscription of a kind of cultural and social trauma [...] It is Montréal that masquerades uncomfortably as somewhere else in the novels considered above, where it slides constantly between dream or image and reality" (52).

Chapter three "The Spectacular City" investigates "novels that explore the sexually radical potentials of the urban" (53), specifically Nicole Brossard's *French kiss* (1974), Josée Yvon's *Danseuses-mamelouk* (1982) and Michel Tremblay's *La Duchesse et le roturier* (1982). The novels of this period reflect an "unhomeliness" of the urban which is a "a productive tension that can lead to a reconfiguration of what it means to live in the city" (76).

In her fourth chapter on ethnic diversity in Montréal in the intra-referenda years of

1980–1995, Morgan suggests that many novels from this period constitute a second-generation of *le texte national*. The canonical texts Morgan chooses to study in this chapter “offer different representations of Montréal, ranging from the bi-ethnic model in *Comment faire l’amour avec un nègre sans se fatiguer* [Dany Laferrière, 1985] to the collage in [Régine Robin’s 1983] *La Québécoise* and the contact zone in *Babel, prise deux* [Francine Noël, 1990], all figure the city as a place of interaction and negotiation of difference” (98).

The subsequent chapter “Montreal as Metropolis: The Globalised City” also takes up the intra-referenda period, but here focuses on another trend away from nationalism towards the individual. Morgan calls one of the genres within this individualist fiction, “Québec’s ‘bof generation’ novel”, referring to the Québécois expression indicating a non-committal attitude of indifference, taken from Jean-Yves Dupuis’s novel of the same name (101). Morgan’s detailed study of the city-spaces around the Université du Québec à Montréal (UQAM) and the Latin Quarter and how this neighbourhood has shaped Montreal literature (and been shaped by it), specifically Christian Mistral’s *Vamp* (1988), is particularly well-done, as is the explanation of the Mirabel airport controversy in the context of Louis Hamelin’s *La Rage* (1989). Morgan also takes up east Montreal as a site of poverty in Hélène Monette’s *Unless* (1995).

Finally, in chapter six Morgan discusses the current megacity of Montreal since the 1995 referendum, in which the city tends to feature as a backdrop in Montreal fiction. In those works in which the city does occupy a significant place in the narrative, Morgan outlines two main tendencies – revisitation of the east and microspaces (i.e. café, hotel

room, bridge) which “function as alternatives to the city” (121). Morgan does close readings of Danielle Roger’s *Le Manteau de la femme de l’Est* (1998), Marie-Sissi Labrèche’s *La Brèche* (2002) and ends her monograph with a study of André Carpentier’s fascinating *Ruelles, jours ouvrables* (2005) which is not a novel but rather a travelogue of Montreal’s alleys. Morgan concludes that “[i]n some respects, the spaces taken up by the fiction examined in this chapter can be seen as heterotopias” (133), they are not entirely public spaces but sites of possible community that function as an antidote to social isolation which is a prevalent theme in current Montreal fiction.

One deviation from an otherwise very competent academic study is Morgan’s citing from unpublished sources such as private conversations and comments on a draft of this book by Mark Featherstone (135–136) and an unpublished M.A. thesis which Morgan goes on to disagree with (50–51), thus begging the question why a student’s unpublished work was mentioned in the first place. Morgan begins and ends the introduction and conclusion with an excerpt from her own unpublished poetry or travel writing about Montreal, further emphasizing her personal attachment to the city.

In sum, *Mindscapes of Montréal* is extremely helpful in making francophone Quebec literature more accessible to an anglophone readership. Ceri Morgan’s study serves as an excellent introductory textbook for students of Montreal fiction, as well as providing valuable interdisciplinary insights into Montreal’s literature, geography and history to more seasoned scholars or anyone with an interest in Quebec literature, urban or cultural studies.

Christina Kannenberg